

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Der Wunderdoktor.

Humoreske von B. Torong.

Die ländliche Gastwirtschaft: „Zum goldenen Schweinchen“ erfreute sich stets eines um so regeren Besuches, als es außer ihr nur noch einige sehr primitive Kneipen gab, in welchen lediglich Holzbauer, Köhler und Fuhrleute einkehrten. Der Wirt, Franz Hippel, hingegen versammelte die bessere Gesellschaft bei sich. Nicht nur sprachen zur Sommerzeit die meisten das malerisch schön und weltfern gelegenen E besuchenden Fremden bei ihm vor, sondern er hatte auch während der Wintermonate ziemlich viele Stammgäste. Seine Frau war eine treffliche Köchin und so würde alles ganz prächtig gewesen sein, hätte es zwischen den beiden, erst seit zwei Jahren verheirateten Leuten nicht beständig Zank und Streit gegeben.

„Ihr treibt's ja wie Hund und Kaze und habt doch aus Liebe geheiratet,“ ermahnte der Herr Pfarrer, als er eben seinen Frühshoppen trank.

„Freilich! Wenn sich damals der reiche Dekonom Peter Fritsch keinen Korb bei mir geholt hätte, so brauchte ich mich jetzt nicht „Schweinchen-Wirtin“ nennen zu lassen,“ sagte die junge Frau mit einem grimmigen Blick auf den Gatten welcher gereizt erwiderte:

„Ach Gott, Fleischermeister Haack's Marianne würde mich gar gern genommen haben und ich wäre nicht schlecht gefahren mit ihr.“

„Da hören Sie's ja, Herr Pfarrer, der denkt nur an die Marianne.“

„Und sie hat nichts weiter im Kopf als den Peter.“

„Aber Kinder der Peter und die Marianne sind ja auch ein Paar geworden.“

„Ja wohl; weil er mich nicht kriegen konnte, machte Fritsch mit dem Haack seiner Tochter Hochzeit!“

„Und die hätte ihm schnellstens den Laufpaß gegeben, wär ich noch Junggesell“ gewesen.“

„So oder so, das kann Euch jetzt einerlei sein.“

„Gar nicht ist's mir einerlei, wenn der Franz einer anderen nachläuft“, erwiderte Frau Käthe den Schürzenzipfel an die Augen drückend.

„Und mir paßt's auch nicht, daß der Herr Dekonom Peter hier so und so oft einkehrt, und daß sie sich dann zu ihm hinstellt und schwätzt.“

„Ich muß mit jedem Gast freundlich sein.“

„Und ich kann nicht wie'n Flegel vorbeirennen, wenn mir die Frau Fritsch in die Quere kommt.“

„Ja, ja, ich weiß schon wie alles steht.“

„Und ich ebenfalls.“

„Aber Kinder, so darf es zwischen christlichen Eheleuten nicht hergehen,“ tabelte der Herr Pfarrer.

Doch das half nichts. Der Unfrieden wurde immer ärger und fast kein Tag verging, ohne daß es nicht bösen Skandal im „Goldenen Schweinchen“ gab.

Der Winter kam, das schöne Weihnachtsfest zog vorüber und am Sylvesterabend versammelten sich die Stammgäste, bei denen auch Wirt und Wirtin Platz nahmen. Obenan saß der Färbermeister Ockert, der in seinen Musestunden medizinische Bücher studierte, danach wissenschaftliche Vorträge hielt und alle Personen, welche sich ihm anvertrauen wollten, in Behandlung nahm. Er hatte ziemlich den Zuspruch, denn der Arzt wohnte zwei Stunden weit entfernt, im Städtchen Schönefeld.

Ockert zählte nicht nur Menschen, sondern auch Tiere zu seinen Patienten und behandelte alle mit gleicher Liebe

und Sorgfalt. Daß er zuweilen keine Resultate erzielte — ja nun, das lag nicht an ihm und passierte auch den berühmtesten Doktoren.

Am anderen Ende war der ehemalige Advokatschreiber Becker plaziert, der jetzt einen Kramladen hielt und nebenbei Rat und Auskunft in juristischen Dingen erteilte. Becker stand schlecht mit dem Färbermeister, weil ihm dieser seinen einzigen, noch gesunden Zahn an Stelle des kranken herausgezogen hatte.

Neben dem Winkeladvokaten erblickte man einen tauben Veteran aus dem deutsch-französischen Kriege, und neben diesem den 250 Pfund wiegenden Bäckermeister Schuh, der einen wahren Drescher-Appetit besaß, von jedem Gericht mindestens eine gehäufte Schüssel für sich allein be-



„Ihr treibt's ja wie Hund und Kaze und habt doch aus Liebe geheiratet“, ermahnte der Herr Pfarrer.

ndigte und
verfügte, mit
lischen Kam
oberglühlich
Zwischen
es eben ist
„Wer
So wie ge
„Und es
daß meine
„Ihre
solchen Ge
nünftiger W
Schullehrer
Der be
Haut hatte
Niemand
mehr Ding
sich Cure
„Ma j
mand Jwe
oder Ehem
einer der
zu gehen
zwischen hi
Witternach
Kagen zu
Zu die be
der Nele
vor ihr, je
„Ang
geföhre
denn bod
„Das
sich zu h
„Zur
gewöhnt
Küche
giltig an
angewandt
„D
sichst
seines G
aber je
„Ma
„E
stehen
„D
„Ma
wanden
„E
„E
geschicht
in jeder

nbtigte und alles mit unheimlicher Schnelligkeit vertilgte, nichts desto weniger aber an melancholischen Anwandlungen litt und auferordentlich abergläubisch war.

Zwischen ihm und Ockert, dem Freigeist, gab es eben jetzt eine Meinungsverschiedenheit.

„Warum nicht gar! das sind Dummheiten! So was giebt's nicht!“ behauptet der Färber.

„Und es giebt's doch! Wenn ich ihnen sage, daß meine Großmutter selig es selbst erlebt hat.“

„Ihre Großmutter selig in Ehren, aber an solchen Geisterpul glaubt heutzutage kein vernünftiger Mensch mehr. Was meinen Sie, Herr Schullehrer?“

Der hagere Mann, mit schlicht gescheiteltem Haar hatte gar nicht aufgepaßt, zitierte jedoch, um Niemand vor den Kopf zu stoßen: „Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich Eure Schulweisheit träumen läßt.“

„Na ja da hören Sie's! Wenn Jemand Zweifel an der Treue seines Eheweibes oder Ehemannes hegt, braucht er nur in einer der zwölf Nächte auf einen Kreuzweg zu gehen — wir haben einen sehr passenden zwischen hier und Brühl — sich, wenn es Mitternacht schlägt, dreimal mit geschlossenen Augen zu verneigen und dann umzusehen. Tut die betreffende Person das, so steht der Nebenbuhler oder die Nebenbuhlerin vor ihr, sobald sie die Augen wieder öffnet.“

„Angenommen, aber nicht zugegeben, es geschähe wirklich“, rief Ockert, „was wäre denn dadurch profitiert?“

„Daß einer bestimmt weiß, woran er sich zu halten hat.“

„Barifari, das weiß man ohne derartige Faren gewöhnlich auch.“

Nicht immer“, sagte Franz Hippel, seine Frau giftig anstarrend: Jedenfalls wäre solche leicht anzustellen.“

„Ihr Unangenehmes hat sie übrigens“, fuhr Schuh fort. „Erscheint die verdächtige Persönlichkeit nicht, so kann der Fragende von der Treue seines Ehegesponstes überzeugt sein. Sieht er sich aber selbst —“

„Nun?“

„So kündet ihm das, daß er im selben Jahre sterben muß.“

„D —“

„Und sieht er einen Bekannten oder Verwandten, so stirbt dieser innerhalb zwölf Monaten.“

„So, so —“

„Hört doch auf mit den dummen Schauer- geschichten!“ rief der Färbermeister, „Frau Käthe ist schon ganz blaß geworden.“

„Und hat auch eine förmliche Gänsehaut bekommen“, fügte der frühere Advokatschreiber hinzu, indem er mit seinen langen, mageren Fingern über den runden hübschen Arm streichelte, von welchem sich der Ärmel zurückgeschoben hatte.

„Das lassen Sie bleiben!“ fuhr ihn die junge Frau an. Sie konnte diesen Menschen, mit den kleinen, boshaft zwinkernden Augen und der spitzigen Nase nicht leiden.

„Bitte untertänigst um Verzeihung, Schweinchen-Wirtin“, spöttelte er.

„Ich heiß' Frau Hippel, verstanden? Und solche schnoddrige Redensarten laß ich mir nicht gefallen!“

„Es wird gleich zwölf Uhr schlagen. Beginnen wir das neue Jahr in Frieden.“ sagte Schullehrer Stengel. „Wie wäre es, wenn man jetzt die Bowle auf den Tisch stellt?“



Am Silvesterabende versammelten sich die Stammgäste.

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung. Auch der Veteran, der ein wenig eingenickt war, weil er seiner Taubheit wegen, von dem ganzen Gespräch nichts vernommen hatte, ermunterte sich, blickte nach der Uhr und drehte erwartungsvoll seinen grauen Schnurrbart.

Das trefflich zubereitete Getränk wurde gebracht, nebst einer großen Schüssel voll prächtiger, goldbraun gebackener Pfannkuchen.

Die Gläser klirrten und allerlei Reden wurden gehalten. Nur Wirt und Wirtin stießen nicht miteinander an, ja, vermieden sogar sich anzusehen.

Am Nachmittag des zweiten Januar mußte Franz Hippel, da irgendwo was Geschäftliches zu ordnen war, abreisen, wurde erst am dritten zurück erwartet und traf auch wirklich in früher Morgenstunde wieder ein.

Am Abend machten die Stammgäste eine überraschende Bemerkung. Der Wirt und die Wirtin

schienen im besten Einvernehmen zu sein und doch hätte man glauben können ein schwerer Kummer drücke beide, denn Käthchens hübsche Augen waren ganz rot geworden, wie von vielem Weinen und Franz blickte düster vor sich hin, ohne zu essen und zu trinken."

"Was bedeutet denn das?" fragte man.

"Die beiden haben sich auseinander gesetzt und ausgesprochen," entschied der Bäckermeister Schuy, "und jetzt sind sie noch ganz ergriffen und gerührt. Gott, der Mensch befindet sich oft in melancholischer Stimmung, das weiß keiner besser als ich."

"Aber Hunger und Durst fehlen Ihnen trotzdem nie," warf der Winkeladvokat ein.

"Gott sei Dank, nein! Ich bin ein gesunder, kräftiger Deutscher der's mit jedem gut und mit sich selbst nicht schlecht meint und kein von Bosheit ausgemerkelter Hallunke."

"Meinen Sie etwa mich damit?"

"Das hab' ich nicht gesagt, wenn Sie es aber auf sich beziehen wollen, kann ich nichts dagegen tun. Jeder muß wissen, als was er sich selbst einzuschätzen hat."

Die Gäste lachten und Becker entfernte sich mit den Worten:

"Ich könnte darauf schon die entsprechende Antwort geben: aber fette Leute soll man nicht ärgern. Ich möchte Ihnen nicht gern zu einem Schlagfluß verhelfen."

"Laßt ihn laufen und macht drei Kreuze hinter drein!" sagte Ockert. "Was Sie anbelangt, Meister Schuy, so trinken Sie eine Flasche Selterwasser, die beruhigt das Blut."

"Na, das Gezänke zwischen Hippel's geht ja doch demnächst wieder los", war die allgemeine Ansicht, als man aus der Gastwirtschaft schied. Doch man sollte sich getäuscht haben.

Der übliche Streit erneuerte sich nicht. Die hitzige Frau Käthe war jetzt so sanft wie ein Lämmchen und über Franzens Lippen kam kein ungeduldiges oder barsches Wort.

"Wie Du willst, Liebster!" pflegte die junge Frau zu sagen und Franz unternahm nie etwas ohne zu fragen: "Ist es Dir recht, mein Mänschen?"

"Bravo, Kinder, so höre ich's gern," belobte der Herr Pfarrer, "aber warum seht ihr beide so grundunglücklich aus?"

Käthe wollte etwas sagen, fing jedoch zu schluchzen an und eilte hinaus.

"Ja, was ist ihr denn?" forschte der geistliche Herr. "Erläut mir doch Hippel —"

"Ach, Herr Pfarrer, da giebt's nichts zu erklären. Mit uns beiden wird's bald aus und vorbei sein", erwiderte Franz, wischte sich mit dem Ärmel über die Augen und rannte seiner Frau nach.

Als noch mehrere Wochen verstrichen waren, begannen die Gäste verwundert die Köpfe zu schütteln. Im "Goldenen Schweinchen" ging offenbar etwas vor, etwas Seltsames, Unbegreifliches. Die beiden Leute schienen ja wie ausgewechselt und hätten einem Turteltaubenpaar zum Muster dienen können, aber lachen sah und hörte man sie niemals mehr.

"Vielleicht haben sie Schulden und stecken bis über die Ohren drinnen", meinte der Winkeladvokat Becker, boshaft lächelnd, begegnete jedoch lebhaftem Widerspruch, denn als fleißig und sparsam kannte man Hippel's und die kleine Wirt'schaft erfreute sich besten Besuchs.

Da kam eines Tages der junge Wirt zu dem Färbermeister und bat ihn um eine Unterredung unter 4 Augen.

"Muß es gleich sein?" fragte dieser. "Ich bin gerade bei der Arbeit!"

"Die Sache ist eilig!"

"Kommen Sie!" Ockert's Hände und Arme waren wunderschön grasgrün gefärbt, so daß man glauben konnte einen riesigen Frosch vor sich zu sehen. Nichts

destoweniger lud er den Wirt mit gravitätischer Bewegung ein, ihm gegenüber in der guten Stube Platz zu nehmen. "Na nun mal los geschossen!"

"Sie haben schon manchen kuriert —" begann Franz zaghaft. "Neulich erst dem Huber-Bauer seinen Ochsen und mit dem war's schlimm bestellt. Den hätte kein anderer in die Höhe gebracht."

"Weiß wohl, weiß wohl und meine deshalb —" "Daß ich Ihnen auch wieder auf die Beine helfen könnte? Will's mal versuchen, denn krank sind Sie, Schweinchen-Wirt, schwer krank."

"Krank? —" fragte Hippel, indem er seine braunen Augen unheimlich weit aufriß. "Ja natürlich! Sie wollen mich doch konsultieren — oder nicht?"

"Allerdings; aber nicht meinerwegen." "Weshalb denn sonst?"

"Wegen der Käthe!" "So, so was fehlt ihr denn?"



"Muß es gleich sein?" fragte dieser. "Ich bin gerade bei der Arbeit!"

Das
Herr Ockert
"Wenn
je; an de
absehen,
Patienten
"G
selben be
schon we
"Das
"Sie
als sie je
"Sch
von Tsch
"Sie
steht ihn
"Das
nehm j
"Das
sonst ste
und trin
die best
Teller m
"Die
Dabei f
an mit
Klagen un
rückst
unter,
Appetit
"Im
"Sie ein
große, j
nach ein
gebunden
und leg
"Ja,
verstim
"Be
"De
nicht h
einem
den Be
"Da
Welt m
"Im
immer
"Be
"De
jerklich
"Ja,
gehört
"Die
Wer Sie
Sie mir

„Das müssen Sie als Mediziner doch wissen, Herr Ockert.“

„Wenn ich Jemand untersucht habe, dann ja; an der Nase kann ich Niemand sein Leiden absehen, es müßte mir denn der Zustand des Patienten ganz genau beschrieben werden.“

„Gut, Meister Ockert, ich werde Ihnen denselben beschreiben. Vermutlich haben Sie selbst schon meiner Frau verändertes Benehmen bemerkt.“

„Das stelle ich nicht in Abrede.“

„Sie ist jetzt eben so sanft und nachgiebig, als sie früher heftig und rechthaberisch war.“

„Sehr richtig! doch das Gleiche ließe sich von Euch behaupten.“

„Sie hat früher mit dem Peter kokettiert und sieht ihn jetzt kaum mehr an.“

„Das kann Ihnen doch nur lieb und angenehm sein.“

„Davon ist nicht die Rede. Sie hat mir sonst stets Vorwürfe gemacht, daß ich zu viel esse

und trinke. Jetzt legt sie die besten Bissen auf meinen Teller und holt die älteste Flasche Wein aus dem Keller. Dabei sieht sie mich immer an mit nassen, traurigen Augen und bringt selbst keinen rechtschaffenen Bissen hinunter, so daß mir auch der Appetit vergeht.“

„Hm, hm!“ — Warten Sie einmal!“ Ockert streckte eine große, smaragdgrüne Hand nach einem in Schweinsleder gebundenen Folianten aus und begann in diesem herum zu blättern.

„Ja, ja — hochgradige Nervosität — Nervenverstimmung.“

„Was läßt sich dagegen wohl tun.“

„Je nun, das will überlegt sein. Eins paßt nicht für alle. Ich muß mir Ihre Frau erst einmal ganz in der Nähe ansehen und ihr auf den Zahn fühlen. Schickt sie her.“

„Das würde ihr auffallen und nicht um die Welt möchte ich sie ängstigen.“

„Hm, hm!“ — So rücksichtsvoll sind Sie nicht immer gewesen.“

„Leider nein.“

„Deshalb ist es noch nicht nötig eine derartig zerklüftete Armsündermiene aufzustrecken.“

„Ja, wenn man ein teures Wesen in Lebensgefahr weiß.“

„Bieber gar! So arg wird's nicht gleich sein. Wer Sie reden hört, Hippel, könnte — nehmen Sie mir's nicht übel — wahrhaftig glauben, Sie

hätten selbst einen Klapps weg. — Doch da fällt mir ein: Frau Käthe will demnächst was zum Färben bringen. Das ist die beste Gelegenheit sie auszuforschen.“

„Kuriert sie nur Meister, dann dürft Ihr alles von mir verlangen und zeitlebens meiner Dankbarkeit versichert sein.“

„Was gemacht werden kann, wird gemacht“, erwiderte Ockert würdevoll.

„Mein fettestes Schwein soll Ihnen gehören, wenn die Käthe wieder rote Backen kriegt und lustig wird.“

„Wenn ich meine Wissenschaft ausübe, geschieht es ohne jeden eigennützigen Hintergedanken.“

„Freilich, freilich; aber unser einer will sich doch auch gern erkenntlich zeigen. Also Sie versprechen mir, sich der Sache anzunehmen?“

„Ja gehen Sie nur ruhig heim.“

Hippel wollte sich entfernen, hatte aber kaum die

Türe geöffnet, als er schnell wieder zurückkehrte und rief: „Eben biegt Käthe um die Ecke. Die darf mich nicht sehen, sonst errät sie, daß ich ihretwegen da war und dann ist alles verloren und nichts mehr aus ihr herauszubringen.“

„So verstecken Sie sich schnell im Altoven.“

Die Wirtin kam, einen großen Pack unter dem Arm tragend, zu Ockert und sagte mit matter trauriger Stimme: „Dieses rotbraune Kleid ist ganz verschossen und muß

gefärbt werden. Zu welcher Farbe raten Sie denn!“

„Hm! — Schwarz, unbedingt schwarz!“

Käthe wurde todtensbläß und sank auf einen Stuhl nieder.

„Sie meinen also, daß ich bald ein Trauergewand nötig haben werde?“ preßte sie mit zitternder Stimme hervor.

„Ja, wo denn! Sind Sie aber nervös geworden! Wenn Ihnen „schwarz“ zuwider ist, so nehmen wir dunkelbraun. Das geht auch.“

„Ach, laßt doch! Was kümmert mich dieses Kleid? Ich bin wegen was ganz anderem hier.“

„Kann mir wohl denken: warum.“

„Jesus! Es ist Ihnen also auch schon aufgefallen?“

„Längst!“

„Um Gotteswillen, Meister, helfen Sie doch.“



Ockert streckte seine große smaragdgrüne Hand nach einem Folianten aus.

„Will ich, will ich! Habe schon schwere Fälle kuriert. Zeigen Sie mal die Zunge!“

„Was?“

„Die Zunge sollen Sie austrecken!“

„Ich?“

„Nun ja, wer denn sonst? Ich muß sehen, ob Ihr Leiden etwa seinen Ursprung im Magen hat.“

„Mein Leiden? — Mir fehlt ja gar nichts.“

„Zuwiefern soll ich Ihnen denn dann helfen.“

„Der Franz ist todtrank.“

„Hm, hm, hm!“ machte Ockert, sie von der Seite ansehend; dann legte er ihr die Hand auf die Stirne.

„Tut Ihnen der Kopf weh, Wirtin? —“

„Gar nichts tut mir weh. Gehen Sie weg mit Ihrer grünen Pflote! Ich kann's nicht vertragen, wenn mich einer anfaßt.“

„Das muß man sich von dem Doktor schon gefallen lassen.“

„Ich brauch' keinen!“

„Daß Sie sich das einbilden, ist eben Ihre Krankheit!“

„Welcher Schafskopf hat Ihnen das eingeredet, daß ich krank bin?“

„Mir redet Niemand was ein!“ erwiderte der Färbermeister pikiert. „Ich bilde mir selbst mein Urteil.“

„Diesmal sind Sie aber reingefallen damit. Franz ist der Kranke.“

„So, — so? — Und worauf stützen Sie diese Behauptung?“

„Es soll allemal das nahe Ende bedeuten, wenn sich einer so gänzlich verändert und mein Mann, der früher ein Flegel erster Klasse war, ist jetzt die Liebenswürdigkeit in Person.“

„Aber Sie selbst kommen ihm seit Monaten freundlicher und liebevoller entgegen; Frau Wirtin.“

„Ja, weil —“

„Warum denn?“

„Verschonen Sie mich doch mit allen Fragen und stellen Sie den Franz wieder her. Wenn das neue Jahr gesund antritt, sollen Sie meine schönsten gemästete Gans haben.“

„Gewiß und wahrhaftig, nicht der Gans, sondern nur Ihre Wege, Wirtin, werde ich das Neueste tun. — Beruhigt Sie dieses Versprechen nicht?“

„Mein Meister, denn ich trage die Last eines furchtbaren Geheimnisses auf der Seele. — Ach, wenn mein unglücklicher Mann wüßte, was ich ihm verschweigen muß — —“

Ein plötzliches Gepolter ließ sich im Alkoven vernehmen.

„Jesus und all Ihr Heiligen!“ schrie Käthe.

„Ist da wer?“

„Mein Kater Murr scheint einer Maus nachzujagen“ entgegnete Ockert rasch gefaßt und rief dann in den dunklen Winkel hinein: „Willst du dich wohl ruhig verhalten, dummes Tier?“

Der offenbar gut gezogene Kater gehorchte auf's Wort.

Also ein Geheimnis haben Sie vor Ihrem Mann? Das ist unrecht.“

„Freilich.“

„Gestehen Sie ihm alles reumütig ein, dann verzeiht er Ihnen vielleicht.“

„Eher tüt' ich mir die Zunge ausreißen, als ihm die Wahrheit sagen! — Jesus, Maria und Joseph! Ihr Kater wird doch nicht etwa toll geworden sein?“

Abermals hatte es gepoltert und irgend ein zerbrechlicher Gegenstand war zu Boden gefallen.

Wieder wurde es still im Alkoven.

„Sie hätten also wirklich ein Geheimnis vor dem Franz, Wirtin?“

„Ja.“

„Wollen Sie mir gegenüber Ihr Herz nicht erleichtern?“

„Ach Gott, ach Gott!“

„Ach meinen Sie doch nicht so markerschütternd. Der Mensch kann fehlen und wenn

Sie einen dummen Streich gemacht haben und ihn demütig bekennen —“

„Was? Dummer Streich? — demütig bekennen? — Ich meine, Sie sind noch verrückter wie Ihr Kater, Meister Ockert! Was fällt Ihnen denn ein? Wenn irgend wer zu Kreuz kriegen muß, so ist's ganz gewiß nicht die Wirtin zum goldenen Schweinchen.“

„Na von was für einem Geheimnis, was der Franz nicht erfahren darf, fasseln Sie denn alleweile?“

„Ich verrat's ihm nicht, daß er in diesem Jahre noch sterben muß!“

„Wird sich auch hüten, das zu tun! Warum soll er denn?“

„Weil ich ihn gesehen hab', in einer von den zwölf Nächten, am zweiten Januar, am Kreuzweg zwischen hier und Brühl.“

„Am zweiten Januar? — Ist er denn nicht verreist gewesen?“



„Käthe, mein Mäuschen, mein Schmuckchen, mein Goldchen! Du warst's also wirklich —“

„Käthe
im Mittern
gegangen w
die Mariam
wanderte i
dem Wald
geschloss
blühte man
wenn er h
gelebt. Je
zu rumoren
„Gleich
sah keine
wurden zu
Zimmer, h
glück dem
die junge
Kreize her
„Käthe
mein Schu
chen! Du
und kein
„Ja,
doch verze
„Das
je nur vor
Niemand m
„Käthe
und der d
kann nicht
jagte Ock
brauchen
sahren. G
wenn mir
wissen.“

„Natürlich! Aber trotzdem hab' ich ihn gesehen, um Mitternacht auf dem Kreuzweg, wo ich hingegangen war, in der Voraussetzung, daß mir die Marianne erscheinen würde! — Heimlich wanderte ich hin, trat als es zwölf schlug aus dem Wald heraus verneigte mich dreimal mit geschlossenen Augen, sah mich dann um und erblickte meinen Mann. — O Gott im Himmel, wenn er stirbt, hab' ich auch die längste Zeit gelebt. Jesus, da fängt Ihr Kater schon wieder zu rumoren an.“

„Glendes Vieh, willst Du gleich —“ Ockert fand keine Zeit auszusprechen. Die Vorhänge wurden zurückgerissen und der Kater sprang ins Zimmer, hatte aber Menschengestalt angenommen, gleich dem Wirt Hippel auf ein Haar und drehte die junge Frau wie toll im Kreise herum.

„Kätche, mein Mäuschen, mein Schmückchen, mein Goldschchen! Du warst's also wirklich und kein nächtliches Trugbild?“

„Ja, aber Du — Du bist doch verreist gewesen?“

„Das hab' ich Euch allen ja nur vorgemacht, damit mir Niemand nachspioniert.“

„Kinder das ist ja sehr schön und der dümmste Aberglaube kann mithin noch Nutzen bringen“ sagte Ockert, „aber die Leute brauchen davon nichts zu erfahren. Es genügt vollkommen, wenn wir drei um die Geschichte wissen. Am Ende bin doch ich

derjenige, der alles in Ordnung gebracht und Euch miteinander ausgeföhnt habe.“

Acht Tage später wurde im „Goldenen Schweinchen“ Ball abgehalten. Die Fröhlichsten unter den Anwesenden waren der Wirt und die Wirtin.

In der darauffolgenden Woche bewegte sich der Zug nach dem Hause Ockerts. Hippel und seine Frau schritten voran, ihnen folgte ein ländliches Musikkorps und hinter diesem führte der Knecht Buppert ein festes mit bunten Bändern geschmücktes Schwein, während Dörte, die Magd, eine stattliche Gans trug.

„Ja, warum wird denn der Färbermeister so beschenkt?“ fragten Mehrere.

„Weil er mir und der Kätche zu Gesundheit und Frohsinn verholfen hat“, erklärte Franz.



In der so'genden Woche bewegte sich ein seltsamer Zug nach dem Hause Ockert.

Enterbt.

Das nennt ihr Leben — dieses heiße Ringen, Dies hilt're kämpfen um ein Stückchen Brot? — Das nennt ihr Leben, wenn bei jedem Schritte Mir grinsend folgt der bleiche Hungerstob?

Hab' doch Erbarmen, Sohn der ew'gen Liebe! Du, dessen Herz von Mitleid überwallt Und dulde nicht, daß diese schöne Erde Vom Notschrei ihrer Kinder widerhallt!

Sieh mich h'ier steh'n, mühselig und beladen, Auch ein Enterbtet aus der großen Schar — Sieh hoffnungslos, das Auge blind von Tränen, Ein Menschekind, das niemals glücklich war!

Du, bist die Liebe! Trod'ne meine Tränen, Laß mir den Glauben an Barmherzigkeit! Stieß in dies b'lt're Meer von Not und Schmerzen Nur einen, einen Tropfen Selbsteit!

Leon Bandersee.

Vermischtes.

Weltbekannt ist die Heligon-Harmonika von Anton Slawaczek in Laun in Böhmen. Es empfiehlt sich daher einen Preiskatalog gratis senden zu lassen.

Weil alte, schon gebrauchte Bettfedern von unkundigen oder gewissenlosen Händlern leider häufig zum Verkauf gebracht werden, empfiehlt es sich, beim Einkauf ganz besonders vorsichtig zu Werke zu gehen. Als eine wirklich reelle Firma, die seit vielen Jahren mit Recht das volle Vertrauen des Kaufens den Publikums genießt, kann Pecher u. Co., Herford Nr. 200 P in Westf. empfohlen werden. Durch kostenlosen Versand von Federn- und Bettstoff-Proben ist Jedem Gelegenheit geboten, sich von der Leistungsfähigkeit des Geschäfts zu überzeugen. Alles Nähere besagt die Anzeige in unserem Kalender.

Der Schreinergefelle von Straßburg.

Eine vaterländische Erzählung aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Lustige Reise- und Abschiedslieder singend, zogen an einem heiteren Frühlingstage des Jahres 1571 mehrere junge Straßburger zum Metzger-tore hinaus, und schlugen die Straße nach der Rheinbrücke ein. Sie gaben ihrem Freund und Bruder, dem Schreinergefellen Heinrich Philippi, das herkömmliche Geleit in die Fremde.

Bereits zwei Jahre waren verflossen, seitdem der junge Heinrich rühmlichst seine Lehrzeit bestanden, und den Gesellschein erhalten hatte in öffentlicher Versammlung auf der Herberge der ehrsamten Schreinerzunft. Ihm waren als Lehrling nur wenige glückliche Tage zu Teil geworden, denn sein Lehrher, Meister Winkelfeld, war in der ganzen Stadt Straßburg als ein geiziger, barscher und harter Mann bekannt. Der Lehrbursche mußte der Erste und der Letzte in der Werkstätte sein, und sich auch gebrauchen lassen zur Handreichung im Haushalt, was ihm jedoch von Zeit zu Zeit einen angenehmen Augenblick verschaffte, weil's ihn in Berührung brachte mit der holden und gutmütigen Dorotea, Meister Winkelfelds einziger Tochter, zu der er sich auf wunderbare Weise hingezogen fühlte, und deren Anmut und Lieblichkeit in seinem Herzen eine stille Neigung erweckten, die er sich selber kaum zu gestehen getraute. Auch in der Seele der aufblühenden Jungfrau regte sich ein ihr unerklärliches Gefühl, und es war ihr gar nicht unlieb, wenn der freundliche, wohlgefitete und dienstwillige Heinrich der Mutter und ihr bei den häuslichen Arbeiten bisweilen an die Hand ging. Kurzum, es entfaltete sich unmerklich eine stille Zuneigung und Liebe in den jungen Herzen, die sich jedoch nur durch Blicke, niemals aber durch Worte verriet.

Der Lehrling reiste zum Gesellen heran; die sogenannte Bosselarbeit im Hause nahete sich ihrem Ende, und Heinrichs Tätigkeit blieb nun allein auf die Werkstätte, oder draußen auf die Bauarbeit beschränkt, daher er Dorotea gewöhnlich nur bei Tische sah, an welchem der Meister, seine Familie, und die Gesellen zum gemeinschaftlichen Mahle sich zusammen fanden, nach alter, löblicher Ordnung und Weise.

Seit mehreren Jahren schon war Heinrichs Vater gestorben, der eine bescheidene Anstellung in der Verwaltung der freien Reichsstadt bekleidet hatte, und seiner Mutter lag deshalb allein die schwere Pflicht ob, für die Erziehung und das Fortkommen der drei unmündigen Kindern zu

sorgen. Meister Winkelfelds Hausfrau war eine Jugendfreundin der Witwe Philippi, was diese auch bewog ihren ältesten Sohn das Schreinerhandwerk erlernen zu lassen, trotz des Meisters berüchtigtem Geiz und barscher Weise. Zudem mochte wohl auch die Vorsicht für die Zukunft sorgende Witwe die Hoffnung hegen, daß ihr Heinrich einst, nach gewissenhaft bestandenen Lehr- und Wanderjahren, die Werkstätte und die Kundenschaft seines Meisters erhalten könnte, der keinen Sohn hatte um in seine Fußstapfen zu treten.

Im Frühling also des Jahres 1571 trat Heinrich Philippi seine Wanderschaft an. Die Vertraute seiner reinen, stillen Liebe zu der züchtigen Meisterstochter, war die treue Mutter ganz allein; ihr allein hatte er die Gefühle des Herzens geoffenbart, am Abende vor seinem Auszuge aus der Vaterstadt, als sie ihn ernstlich ermahnte die reinen Sitten und den unsträflichen Lebenswandel auch in der Fremde zu bewahren, um dereinst wieder heimzukehren, unverdorben an Leib und Seele. Sein Abschied bei Meister Winkelfeld war ziemlich kurz und wortfarg, schwer und ergreifend dagegen bei Mutter und Tochter. In Doroteas sanften, blauen Augen glänzten vielsagende Tränen, und ihr leiser Händedruck und herzlicher Wunsch zu glücklicher Wanderschaft und Heimkehr erfüllten Heinrichs Gemüt mit süßer Hoffnung und Freude, und zauberten ihm für die ferne Zukunft ein vielversprechendes Bild vor die Seele.

An der Rheinbrücke gab's noch manchen kräftigen Händedruck, und manchen Wunsch zu glücklicher Reise, denn dort nahmen die begleitenden Freunde von Heinrich Abschied; doch keiner dieser Händedrücke und dieser Wünsche brachte die nämliche Wirkung hervor wie die der süssigen Meisterstochter.

Einsam und sich selbst überlassen, pilgerte nun der rüstige Handwerksbursche, mit Felleisen und Wanderstab, die Heerstraße entlang. Schnüchtige Blicke sandte er oft noch zum hohen Münferturme zurück, in dessen Nähe nun alle diejenigen weilten, die ihm lieb und wert waren auf Erden. Wir lassen ihn getrost in die Fremde ziehen und wünschen ihm auch Gottes Schutz und Segen.

Teuere und unglückliche Jahre lagen damals schwer und drückend auf unserem lieben Vaterlande. Wassernot und Mißwachs, ungewöhnlich kalte Winter und ansteckende Krankheiten suchten unsere Vorfahren heim. Die Lebensmittel stiegen

hoch im Preise; die Chronik berichtet, daß ein Viertel Frucht 6 Gulden galt; ein Sester Mehl sieben Schillinge; ein Hering drei Schillinge; ein Becher Milch einen Schilling, und das war sehr viel für jene Zeiten, wo das Geld bei weitem mehr Wert hatte als in unsern Tagen.

In Schreinermeister Windkelfelds Hause gab's noch Kummer und Betrübniß anderer Art; die gute Dorotea sollte von ihrem harten Vater zu einer Heirat gezwungen werden, die ihr aus vielfachen Ursachen zuwider war, und tagtäglich wurde die arme Tochter mit Bitten und Drohungen bestürmt, von denen die liebende Mutter allein sie nicht beschützen konnte. Wolfram, der verrufene Sohn eines der angesehensten Herren vom Rate und Windkelfelds bester Kundschaft, begehrte das fromme Kind zu seiner Hausfrau. Dem vornehmen Wüstling, der schon Alles durch- und mitgemacht hatte, stach die schöne Schreinerstochter in die Augen, und er bot Himmel und Erde auf um zu ihrem Besitze zu gelangen. Windkelfeld sah's als ein große Ehre an, mit der hochgestellten Familie in so nahe Verwandtschaft zu kommen, und in seinem Geize meinte er steif und fest, daß alles Glück nur von schweren Geldsäcken abhinge, und daß gegenseitige Liebe und Gewogenheit zwischen den Gatten bloß Nebensachen wären in der Ehe. Anders jedoch urteilten Mutter und Tochter, und Dorotea wollte nur einem Mann angehören, dem sie zugetan sein könnte in herzlicher Achtung und Liebe. Und dies war bei Wolfram nicht der Fall. Zudem hatte sie, seit Heinrichs Abreise, bisweilen die Witwe Philippi besucht, allein, oder in Gesellschaft ihrer Mutter. Gewöhnlich war dann auch von dem in der Fremde weilenden Sohne die Rede, der von Zeit zu Zeit der lieben Mutter briefliche Nachrichten zukommen ließ, und freundliche Grüße sandte an die Familie seines Lehrherrn. Wie war's da möglich, daß Frau Philippi das Geständnis verschweigen konnte, welches Heinrich am Abende vor seiner Wanderschaft ihr anvertraute! Dorotea wußte daher um des Jünglings stille Liebe zu ihr; hochrot färbten sich ihre Wangen, und freudig pochte ihr Herz bei der wohl längst schon geahnten Kunde. Der Gedanke, von Heinrich so rein und treu geliebt zu sein, und der feste Glaube, daß der gute Gott gewiß Mittel und Wege finden werde, um des Vaters starren und harten Sinn zu beugen, gaben ihr Mut und Kraft, denn auf sie einstürmenden Drohungen aller Art zu widerstehen, um die Tage der Trübsal mit stiller Geduld zu ertragen.

Seit mehreren Monaten schon war der Witwe Philippi keine Nachricht mehr von ihrem Sohne

zugekommen. Zu Ende des Sommers 1575 hatte er ihr aus Wien geschrieben, daß er gesonnen sei, diese Stadt noch vor dem einbrechenden Winter zu verlassen; wohin er aber seinen Wanderstab setzen werde, das wisse er selbst noch nicht; doch möchte er jedenfalls gerne, bevor er nach Straßburg zurückkehre, auch im schönen Schweizerland sich umschauen. Bereits war nun der Frühling des Jahres 1576 mit seinen hoffnungsreichen Blüten und Saaten, die eine reichliche Ernte verhießen, in's Land hereingebrochen und immer noch war kein Bericht, weder mündlich noch schriftlich, von Heinrich angelangt, was seine Lieben nicht wenig beunruhigte. Dorotea besonders harte seiner mit großer Ungeduld; sie glaubte, daß seine Heimkehr glücklich einwirken werde auf ihre drückende und betrübte Lage, in welcher sie sich so grenzenlos elend und verlassen fühlte, trotz des wärmsten Anteils von Seiten der Mutter und der vertrauten Freundinnen.

Da der Better, mit dem besten Willen von der Welt, den Harrenden noch keine frohe Nachricht geben, oder den sehnlich Erwarteten flugs nach Straßburg zaubern kann, so wollen wir uns vorläufig die Sache aus dem Sinne schlagen, und sehen, was wir sonst Neues und Merkwürdiges auffinden mögen in der alten, freien Reichsstadt Straßburg.

Im Kranz der Städte des deutschen Reiches strahlte dazumal die Stadt Straßburg in lichter Glanze, und behauptete darin eine hohe Stelle und bedeutendes Ansehen, so daß man von nah und fern um ihre Freundschaft buhlte, und gerne zu ihren Bundesgenossen zählte. Es war daher kein Wunder, daß die Einladung zu dem großen Freischießen mit Büchse und Armbrust, das im Laufe des Brachmonats 1576 auf dem Schießrain abgehalten werden sollte, eine fast unzählige Menge Schieß- und Schaulustiger von allen Orten und Enden herbeirief, da man gewiß sein konnte, daß dieses beliebte Volksfest auf großartige Weise und mit aller möglichen Pracht gefeiert werden wird. Unterm 18. Februar hatten Stephan Sturm, der Meister, und der Rat zu Straßburg das Schießen ausgeschrieben, und zugleich alle Maßregeln festgestellt, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Sicherheit der fremden Gäste sollte beobachtet werden; zudem auch die Gewinnste und die zu gebrauchenden Stiefgewehre bestimmt. Vor allem wurden zweierlei silberne Denkmünzen geprägt; eine größere für befreundete verdiente Männer, mit einer lateinischem Umschrift die, verdeutschet, also lautete: „Unvergänglich allein ist die Blüte der Tüchtigkeit“, und eine kleinere, für die Jugend mit der Umschrift:

„Oeffentliche Spiele“, und: „Zur Erinnerung für die Jugend von Straßburg“. Gerne zog man die älteren Knaben, den heranwachsenden Bürgerstamm, zu solchen Volksfesten herbei, um in ihnen schon frühe die Lust am kriegerischen Handwerk anzufachen, da sie dereinst, als Bürger eines Freistaats, berufen waren Gut und Blut in die Schanze zu schlagen, wann's darauf ankam für die Vaterstadt in die Schranken zu treten. Beim Beginne des Festes zogen auch wirklich die Knaben reihenweise durch die Straßen der Stadt; an ihrer Spitze ließ sich kriegerische Musik vernehmen, und über ihren Häupter flatterten die weiß und roten Fahnen, welche für gute Schützen bestimmt waren.

Auf dem Schießrain wurde ein geschmackvolles Schützenhaus errichtet, Zelte dabei aufgestellt, Hütten gebaut, auch öffentliche Buden errichtet, in welchen feine und kostbare Waaren zum Verkaufe prangten; sogar eine große Uhr zeigte daselbst den Schützen und den Zuschauern genau die Stunden des Tages an. Wie bei früheren Festlichkeiten, veröffentlichte auch diesmal der Rat einen scharfen Befehl, der jeden Fremden, in Bezug auf Sprache, Kleidung, Sitten und Herkommen, vor jeder Beleidigung und Spöttei schützte. Sogar ein eigener Schützenrat wurde von den Schützen gewählt, und demselben einige Mitglieder des Magistrats beigegeben, um alle vorkommenden Polizeiangelegenheiten sogleich und ohne Appellation zu entscheiden. Auch für die Bewirtung und Beherbergung der herbeikommenden Fremden trugen Obrigkeit und Bürger die nötige Sorge.

In verschiedenen Abteilungen langten nach und nach über sechshundert Schützen in Straßburg an, und hielten ihren feierlichen Einzug in die befreundete Stadt, in der nun, und um dieselbe, das regste Leben und Treiben herrschte. Jeder Tag war ein Festtag, ohne im Kalender rot gezeichnet zu stehen. Die Bürger ließen sich's hoch angelegen sein, die Gastfreundschaft im schönsten und vollsten Sinne des Wortes zu üben und in dieser Hinsicht der Väter alten, guten Ruf zu bewahren.

Am 28. Mai schon wurde das Fest durch ein Bogenschießen eröffnet. Einer der Richter, David Gryger, aus Straßburg, errang dabei den großen Preis von hundert und fünf Gulden. Die Eidgenossen der schweizerischen Urkantone, welche mit Pfeil und Bogen auch gut umzugehen wußten, lehrten mit elf Preisfahnen vom Schützenplatz in die Stadt zurück. Beim Schießen mit der Büchse, das nach dem Bogenschießen begann, erhielt ein armer Wildschütz aus Canstatt in Württemberg, den ersten Preis, der ebenfalls in obigem Werte stand.

Jeder Tag und jeder Abend brachten neue Vergnügungen und neue Festlichkeiten mit. Auf der Herberge und auf den Zunftstuben gab's lustige Gelage in Menge, bei welchen gegenseitiges Vertrauen und Treuherzigkeit walteten.

Die Zahl von Straßburgs lieben Gästen war aber noch nicht vollständig: es fehlten ja die Abgesandten der befreundeten Stadt Zürich. Warum möchten wohl diese so lange zögern dem Feste sich anzuschließen? Die führten gewiß etwas Besonderes im Schilde. Richtig! Es war dort ein kühner Plan ausgedacht worden, dessen glückliche Durchführung allgemeines Staunen erregte, und den Festlichkeiten einen neuen Glanz verlieh.

Ein Bürger von Zürich, Hans im Wöhrd genannt, hatte den Gedanken, das Wagstück zu unternehmen, in einem Tage zu Wasser von Zürich nach Straßburg zu fahren. (Heutzutage freilich, da man die Kräfte des Dampfes zu Wasser und Land zu benutzen weiß, wäre ein derartiges Unternehmen bloß eine Kleinigkeit und lohnte sich nicht der Mühe, daß man davon spräche.) Dazumal aber war solch eine schnelle Fahrt etwas außergewöhnliches, und als die Kunde davon sich in Straßburg pfeilschnell verbreitete, sah Jedermann auch der Ankunft der beherzten Schiffer mit größter Spannung und Ungeduld entgegen. Am 20. Juni, es war ein Mittwoch, sollte die schnelle Fahrt vor sich gehen.

Dreiundfünfzig angesehenen Bürger von Zürich, worunter fünf Mitglieder des Stadtrats, und der Defant des Kapitels von Eglisau, Conrad Bindschädler, sich befanden, bestiegen in aller Frühe des 20. Juni das zur kühnen Fahrt ausgerüstete Schiff, woselbst sechzehn kräftige Ruderer ungeduldig des Zeichens zum Aufbruche harrten. An der Spitze der Gesellschaft stand Caspar Thomann, der Stadtbauherr, der einstimmig zum Sprecher und Obmann war gewählt worden. Alle Mitglieder waren in Leibfarbe gekleidet, und spitze Schweizerhüte mit schwankenden Federbüschen bedeckten ihre Häupter. An beiden Enden des Schiffes flatterte die Züricher Schützenfahne, und dichte grüne Kränze umschlangen das Fahrzeug in zierlichen Windungen. In der Mitte desselben stand eine mit heißem Sand gefüllte, offene Tonne, in welche man einen ehernen Topf oder Hasen stellte, der, nach damaligem Straßburger Gewicht, hundertundvierundzwanzig Pfund wog. Er war angefüllt mit in Milch gelocktem, dampfendem Hirsebrei, den die Züricher noch warm nach Straßburg bringen wollten. Auch dreihundert Semmelringe wurden in Körbe gepackt, die bei der glücklichen Ankunft in Straßburg vom Schiffe aus unter die Jugend verteilt werden sollten.

Jetzt tönte die zweite Morgenstunde hoch vom Turme des Züricher Münsters herab, und Caspar Thomann gab das Zeichen zur Abfahrt. Auf dem Schiffe schmetterten hell und lustig die Trompeten, und die Ruder schlugen im Takte in die Wogen der Limmat, auf welcher nun das Fahrzeug leicht und sicher dahingleitete. Am Steuerruder stand Hans im Wöhrd. Aus der Limmat ging's in die Aar, und aus der Aar hinaus auf den raschen, schäumenden Rheinstrom, der noch zürnte ob der Felsen die, bei Schaffhausen sich ihm in den Weg stellen, seinen Lauf aber nicht aufhalten können.

Die zehnte Morgenstunde fand das eilende Schiff schon bei Basel, von dessen Rheinbrücke die Kanonen ihm den ermutigenden Willkomm entgegen donnerten, und um die zweite Stunde des Nachmittags fuhr es an Breisach vorüber. Bald winkte nun von ferne den lähnen Schiffern Straßburg hochemporragendes Münster entgegen, das Ziel ihrer glückhaften Fahrt, und wurde von ihnen mit freudigem Jubel begrüßt. Immer näher und näher kamen sie der besfreundeten Stadt; feuriger Wein und ermutigende Worte stärkten wieder die ermattenden Arme der Ruderer die ihre letzten Kräfte zur schweren Arbeit aufboten, und mit dem baldigen Ende des langen Tagewerks sich trösteten. Endlich, endlich sollte das Ziel erreicht werden! Zwischen acht und neun Uhr steuerte das Schiff in den Rheingießen ein, und fuhr bald darauf an den Häusern und an dem Gestade der Krautenua vorüber, woselbst eine wogende Menge Zuschauer die Ankommenden mit tausendstimmigem Jubelruf begrüßte. Die Trompeter auf dem Schiffe ließen lustige Stücklein erklingen, und die Männer von Zürich hielten's nicht unter ihrer Würde, die mitgebrachten Semmelringe den Kindern zuzuworfen, die sogleich seelenvergnügt das mürbe Gebäck der Schweizer kosteten.

Beim Ragensteg, am Fuße des alten Goldenturmes, wurde gelandet und ausgestiegen, unter Trommelwirbel und Hörner- und Pfeisenschall. Zwei Ratsherren empfingen freundlich, im Namen der Stadt Straßburg, die sehnlichst erwarteten, lieben Gäste, und drückten in treuherziger Red: die Freude aus, welche ihre glückliche Ankunft verursachte. Unterdessen war die mit Sand gefüllte Tonne, samt dem Hirsbreitopfe an's Land geschafft worden, und Caspar Thomann nahm nun das Wort und sprach: „Liebe Freunde, diese Tonne soll den Straßburgern zeigen, daß wenn sie — was Gott in Gnaden verhüten wolle — von Feinden plötzlich überfallen würden, die Männer von Zürich ihnen zu Hilfe kommen könnten, bevor ein Brei erkaltet.“

Der geneigte Leser mag sich wohl den gewaltigen Andrang von Menschen denken, der beim Aussteigen der Züricher stattfand, und daß es Mühe kostete sich in der großen, dichten Menschenmenge zurecht zu finden. Er wird es dem Vetter daher auch nicht verargen, daß er bis jetzt die Witwe Philippi noch nicht bemerkte, welche, ihrem jüngeren Sohne und dem Töchterlein zulieb sich auch unter die Zuschauer gemischt hatte obgleich sie bei der traurigen Stimmung ihrer Seele, vorgezogen hätte daheim in der stillen Wohnung zu bleiben. Immer noch hatte sie keine Nachricht von ihrem Heinrich erhalten, der entweder irgendwo gefährlich krank lag, wenn er je noch lebte, oder dessen spätere Briefe verloren gegangen waren. Ziemlich teilnahmslos blickte die bekümmerte Frau hin auf das bunte Wogen und Treiben, während die beiden Kinder, besonders der muntere Wilhelm, ganz Auge und Ohr waren.

Nachdem der Knabe scharf, während einiger Augenblicke, einen der zuletzt aus dem Schiffe Steigenden beobachtet hatte, stieß er rüßlich mit rascher Bewegung die Mutter an, und sagte halblaut: „Aber schau nur einmal, Mutter, wie der dort mit dem Felleisen dem Bruder Heinrich gleicht! Ich kann mir ihn noch ganz gut vorstellen; nur hatte er noch keinen solchen Bart als er in die Fremde zog. Wie froh würden wir sein, wenn er es wäre!“

Frau Philippi zuckte heftig zusammen bei Wilhelms Worten, und ihre Augen folgten der von ihm bezeichneten Richtung. Wahrhaftig, das war ihr Heinrich! Es konnte Niemand anders sein! Neugierig ließ der junge Mann seine Blicke durch die gedrängte Menge schweifen, ob ihm wohl eines oder das andere bekannte Gesicht entgegen schauen werde, und schon arbeitete sich, mit stürmischer Hast, die glückliche Mutter zu ihm hindurch, also daß die Umstehenden verwundert einander anschauten, und das sonderbare Benehmen der Frau sich nicht zu erklären wußten, der die beiden Kinder auf dem Fuße nachfolgten. Endlich, endlich konnte sie den lieben Sohn an das treue Mutterherz drücken!

„Mein lieber Heinrich! meine liebe Mutter!“ scholl's jetzt wie aus einem Munde, und: Bruder Heinrich ist wieder da! Bruder Heinrich ist wieder da!“ jubelten die Geschwister in frohem Ungestüm. Vier glückliche Menschen hielten sich umschlungen, und der Kuß des Willkommens glühete warm auf Lippen und Wangen.

Unbemerkt war Caspar Thomann zu den Alles um sich her vergessenden, übergelücklichen Leuten herangetreten. Freundlich klopfte er Heinrich auf die Schulter und sagte: „Mein Versprechen

hab' ich nun erfüllt, lieber Philippi, denn glücklich sind wir unter Gottes Schutz in Straßburg gelandet! Kommt morgen vormittag zu mir in den Hirschen, den uns der wohlöbliche Magistrat zur Herberge anweist; Ihr sollt immer herzlich willkommen sein!" Und bevor ihm Heinrich seine Mutter und Geschwister vorstellen, und ihm den Dank abstatten konnte für die Erlaubnis im glückhaften Schiff nach Straßburg mitfahren zu dürfen, war der freundliche Stadtbauherr von Zürich bereits wieder fort, um sich an die Spitze des festlichen Zuges zu stellen, der sich in Bewegung zu setzen begann.

Wir lassen nun vorläufig die Familie Philippi nach ihrer Wohnung wandern, wo's gar vielerlei zu fragen und zu beantworten gab, und begleiten unsere guten Freunde, die Züricher in ihr Quatier nach der Maurerstube in der Judengasse.

Dem Zuge voran schritten die von Zürich mitgekommene Trompetenbläser, denen sich mehrere Pfeifer und Musilanten Straßburgs angeschlossen hatten. Dann kamen die Ruderknechte mit der Tonne und dem Hirsbreitopfe; die Tonne war mit eisernen Henteln versehen, durch welche man Tragstangen steckte. Caspar Thomann und Hans im Wöhrd schritten zwischen den beiden Straßburger Rathsherrn einher, und diesen folgten je vier und vier, die übrigen Abgeordneten der Schweizerstadt. Vom Katzensteg bis in die Judengasse wanderte der Zug unaufhörlich durch der jubelnden Zuschauer dichtgedrängte Reihen, auf welche hell und freundlich das Licht des Vollmondes niederstrahlte. Die sämtlichen Mitglieder des Magistrats bewillkommten und beglückwünschten die Züricher am Eingange der Maurerstube, woselbst bereits eine große Gesellschaft von vornehmen Herren und Frauen versammelt war, und die festlich geschmückte Tafel schier unter der Menge von Speisen sich bog. Die Chronik berichtet, daß man mit dem Hirsbreit die Mahlzeit eröffnete, der noch dampfte und ganz warm aufgetragen wurde, zur allgemeinen Verwunderung. Während des Festessens spielten die Musiker ihre heitersten Weisen, freundliche Reden und Trinksprüche wechselten miteinander ab, und erst gegen 1 Uhr des morgens dachten die Gäste ans Schlafen gehen.

Der Vetter will nun kurz berichten, wies kam, daß Heinrich Philippi, der schlichte Schreinergehilfe, ihr Reisegenosse wurde.

Nach mehrwöchentlicher Wanderung, von Wien aus, durch Steyermark, Kärnten und Tirol, gelangte Heinrich in das Schweizerland, und fand endlich, als bereits der Winter begonnen hatte, eine gute Werkstätte zu Zürich. Es waren da-

mals eben mehrere Bauten auf Kosten des Stadtschatzes, im Werke begriffen, und Heinrichs neuem Meister lag dabei die Schreinerarbeit ob. Caspar Thomann, der als Stadtbauherr, die Arbeiten überwachte, fand großes Wohlgefallen an dem jungen, fleißigen Straßburger, dessen Geschick und Pünktlichkeit sowohl, als auch sein anspruchsloses, bescheidenes Betragen, überall zu seinen Gunsten einnahmen. Oft und gern ließ sich der Stadtbauherr mit dem vielgereisten Gesellen in's Gespräch ein, und hatte dadurch auch schon allerlei von seinen Verhältnissen daheim erfahren.

Heinrich hatte seiner Mutter bereits zwei Briefe zugesandt, von denen jedoch keiner beantwortet wurde, was ihm nicht wenig Sorgen und Anliegen verursachte, und ihn in seinem Vorsatz bestärkte, noch im Laufe des Sommers in die Vaterstadt heimzukehren. Caspar Thomann, der solches wußte, kam schon am andern Tage, als die kühne Fahrt nach Straßburg beschlossen worden, zu Heinrich und schlug ihm vor, die Reise mitzumachen; auf diese Art läme er dann schnell, ohne Unkosten und müde Füße, in die seit fünf Jahren verlassene Heimat zurück. Sein freundliches Erbieten wurde mit Dank angenommen, doch ungerne nur sah der Meister den braven Gesellen scheiden, auf den er sich in allen Stücken verlassen konnte.

Und so kam's, daß Heinrich glücklich, doch unerwartet, am wohlbekannten Katzensteg an's Land stieg. —

Es ist Zeit, daß wir uns auch wieder im Hause des Schreinermeisters Winkelfeld umsehen; wir haben ja die arme Dorotea ganz aus den Augen verloren, über all den Festlichkeiten, die ringsum in Straßburg herrschten.

Mit Meister Winkelfeld war eine große Veränderung vorgegangen. Wir finden in ihm nicht mehr den geizigen, barschen und harten Mann wie früher, den eine schwere Krankheit, die ihn zu Ende des Winters befallen, hatte seinen Charakter gänzlich umgewandelt. Bleich und abgezehrt sehen wir ihn im Sorgenstuhl, neben dem großen Kachelofen sitzen, und nur mit größter Anstrengung vermag er sich bis in die Werkstätte zu schleppen. Während seiner Krankheit hatten Frau und Tochter, mit wetteifernder Sorgfalt und Liebe, Tag und Nacht ihn verpflegt, und die Tröstungen und Ermahnungen der Religion ein offenes Ohr und ein empfängliches Gemüt gefunden. Mit Schmerz und Reue gedachte er jetzt seiner lieblosen Härte gegen die gute Tochter die gleich einem tröstenden Engel an seinem Krankenlager gewaltet, und fest hatte er sich vorgenommen, sie zu keiner Heirat mehr zwingen

zu wollen, mochten gleich noch reichere und vornehmere Freier sich melden, als Wolfram, des Rats Herrn Sohn. Von diesem war daher gar keine Rede mehr, der auch in seinem leichtsinnigen Treiben, der ehrsamten Schreiners-Tochter bald nimmer gedachte.

Der aufmerksame Leser merkt nun schon, daß Heinrich zur glücklichen Stunde von Zürich nach Straßburg schiffte, und mag sich dessen Freude und hoffnungsvolle Seligkeit denken, als ihm seine Mutter, Doroteas Vertraute, dies Alles erzählte. Wie hatten sich die Umstände so vorteilhaft gestaltet!

Seinem lieben Vätnner, dem Stadtbauherrn von Zürich, konnte Heinrich unmöglich die Wünsche und Hoffnungen verschweigen, die schon so lange in seiner Seele wurzelten, und die nun zur schönsten Blüte sich entfalteten. Als er ihn daher im Hirschen besuchte, schüttete er vertrauensvoll sein ganzes Herz vor ihm aus, und Caspar Thomann, in heiterer Stimmung, bot sich ihm

als Brautwerber an, ein Erbieten, das Heinrich natürlich nicht ausschlug. Noch am nämlichen Nachmittag ging er, in Begleitung seiner Mutter und seines Fürsprechers, in das Haus seines Lehrherrn, woselbst er mit offenen Armen empfangen wurde, und der hochgestellte Brautwerber erhielt keine abschlägige Antwort auf seine Anfrage. Als Bräutigam verließ heute Heinrich das Haus, in welches er vor ungefähr zehn Jahren als vaterloser Lehrling eingezogen, um süße und saure Stunden darin zu verleben. Meister Winkelfeld war froh, einen Tochtermann gefunden zu haben, der seine Dorotea zur glücklichen und zufriedenen Gattin machte, und der ihm ans Herz gewachsenen Werkstätte mit Geschick und Umsicht vorstand, zur allgemeinen Zufriedenheit der zahlreichen Kundschaft. Während einer langen Reihe von Jahren blühte zu Straßburg das Geschlecht des Schreinermeisters Heinrich Philippi, und erlosch erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Mein Regenschirm.

Ein in ein Wirtshaus kehrt' ich ein —
 's war nicht von erstem Range —
 Doch weil vortrefflich war der Wein,
 So tront ich viel und lange.
 Da ließ ich beim Nachhausegehen
 Den Regenschirm im Winkel stehn.

Ich kam zurück am Tag darauf,
 Um mir den Schirm zu holen;
 Den Wein auch such' ich wieder auf,
 Der sich so gut empföhlen.
 Aufs neu' blieb beim Nachhausegehen
 Mein Regenschirm im Winkel stehn.

Noch manchen Tag so ging es mir,
 Wenn ich hinkam und rechte.
 Der Wirt war aller Wirtes Bier,
 Der Wein genau der rechte;
 Und wenn ich ging, blieb an der Wand
 Mein Regenschirm da, wo er stand.

An einem Abend aber, da
 Sich schwarz die Wolken türmten.
 Icht' ich des Schirmes, weil ich sah,
 Daß andere sich beschirmten.
 Ich suchte und suchte hier und dort —
 Vergebens alles! Er war fort.

Da hab' ich bei mir selbst gedacht:
 Mein Schirm ist gut geartet,
 Hat manchen Tag und manche Nacht
 Umsonst auf mich gewartet.
 Ich schäk' ihn nicht deshalb gering,
 Weil er zuletzt müd ward und ging.

Fortan bin ich in seiner Schuld,
 Er mein mit Langmut harrt'.
 Setzt ist's an mir daß mit Geduld
 Auf ihn ich pass' und warte.
 Hier will ich bleiben unbeirrt,
 Vertrauend, daß er kommen wird.

Johannes Trojan.

Gemeinnütziges.

Wir mochen unsere geehrten Leser auf das Inserat des Apothekers **Josef Schneider in Resicza** (Süd-Ungarn) aufmerksam und empfehlen den Bezug der annonzirten Präparate von der genannten Firma, indem sich diese Artikel, welche in Handel gebracht werden, in der That nicht nur in Oesterreich-Ungarn, sondern auf dem ganzen Kontinent und selbst in England und Amerika des besten Rufes erfreuen. Jeder Landwirt kennt „Schneider's Kräutergeist“ und es giebt heute kaum einen Landwirt in Ungarn, in dessen Haus sich „Schneider's Kräutergeist“ nicht eingebürgert hätte. Die Firma **Josef Schneider in Resicza** (Süd-Ungarn) versendet auf Verlangen ihren hübsch illustrierten Preiskatalog gratis und franko.

Eine Million Harmonikas und Tausende und Abertausende andere Musikinstrumente werden alljährlich in Klingenthal und Umgebung verfertigt. Wer deshalb Bedarf in Zugharmonikas, Bandontons, Violinen, Zithern, Gitarren zc. hat und selbe direkt vom Fabrikationsort kaufen will, dem ist dringend zu empfehlen, sich an die bekannte Firma **Meinel u. Serold, Klingenthal i. S.** zu wenden. Genannte Firma ist im Besitz von über 6000 freiwillig ohne jede Aufforderung eingekannter Dank- und Anerkennungschriften, welche ein sicherer Beweis sind daß trotz der äußerst niedrigen Preise nur wirklich gebrauchene und brauchbare Waren zum Versand kommen. Niemand versäume daher vor Ankauf eines Instrumentes den neuen Katalog mit vielen Abbildungen umsonst zu verlangen, derselbe wird an Jedermann gratis versandt.

Der Leutnant ohne die Hauptsache.

Militär-Humoreske von Emil Chronfeld.

„U u a h h h!“

Das war nämlich ein mächtiges Sähnen, das einem verschlafenen Löwen Ehre gemacht haben würde, und mit welchem der dicke Leutnant von Zikewitz in seinem Bett ein lautes Bummern an seine Tür beantwortete, das in aus dem Schlaf gerüttelt hatte.

Der Bummernde mußte wohl das „Uah“ für einen Herveruf genommen haben! er öffnete die Tür und trat ein. „Es ist neun Uhr; der Herr Leutnant wollten um zehn abreiten, um dem Herrn Major zum Geburtstag zu gratulieren“, tönte eine schnarrende Stimme.

Der dicke Leutnant von Zikewitz richtete sich erschrocken in seinem Bette auf und sah sich um. Er begann sich zu orientieren. Richtig, er war auf Wieselbach; da stand der Bediente des Gutes, dem er gestern aufgetragen, dafür zu sorgen, daß er heute um zehn Uhr auf den Weg komme; im Zimmer sah es fürchterlich läderlich aus und Herr Strümpel war weg, dort stand sein Bett leer. Gottlob, daß der wenigstens fort war, der Kerl hatte ja Herrn von Zikewitz die ganze Nacht über nicht ruhig schlafen lassen! Wenn der Mensch genug gegessen und getrunken hat — und von letzterem eigentlich noch ein bißchen mehr als genug — dann will er doch am Ende auch seine Nachtruhe haben, und

„Befehlen der Herr Leutnant den Kaffee auf sein Zimmer?“ schnarrte es von der Stimme des langen Bedienten Jean.

„Ja“, sagte Herr von Zikewitz heftig, Jean solle ihm den Kaffee aufs Zimmer bringen, und Jean ging.

Man war im Manöver draußen; aber heute sollte voller Ruhetag sein und gestern abend hatte ein reicher Rittergutsbesitzer aus der Gegend, Herr von Kniezewitz auf Wieselbach, einem Kreise

von Offizieren und guten Bekannten eine solenne Schmauserei gegeben. Herr von Zikewitz war auch geladen worden, war auf einem soliden alten Inspektor-Schimmel, den er entliehen, gewissenhaft die anderthalb Stunden Weges von seinem derzeitigen Quartier nach Wieselbach hinübergestuckert, da ihm ein gutes Mittagbrod über alles ging, und hatte mitgemacht. — wahrhaftig nicht als einer der Schlechtesten, was essen und trinken betraf! Dann waren die Gäste zur Heimkehr aufgebrochen, eine kleine Zahl aber auch in dem gastfreien Hause über Nacht geblieben, unter ihnen natürlich Herr von Zikewitz, der mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, den unbequemen Heimweg bis morgen zu verschieben, und war im Zimmer seines Tischnachbarn, Herrn Strümpel, Reisenden in Spiritus und Sohn eines alten Geschäft-Freundes des Gastgebers, einquartiert worden, der gerade zum Besuch auf dem Gute weilte. Unser Leutnant lag schon seit einiger Zeit in festem Schlummer. Herr Strümpel, bei dem es auch sehr wirr aussah, war noch aufgeblieben, um eigensinnig noch seinen Koffer zu packen, weil er morgen bei Tagesanbruch



„U u a h h h!“

fort mußte. Darüber mußte er sich wohl zum Ausruhen einmal auf Herrn v. Zikewitz's Bett gesetzt haben und dort dabei eingeschlafen sein, denn als dieser von einem schauerhaften Traum von Alpdrücken endlich aufwachte, fand er, daß Herr Strümpel angekleidet und lang ausgestreckt neben ihm im Bett lag und ihn mächtig an die Wand drückte. Mit Mühe bewog er den Alp, Platz zu machen und drüben nach seinem eigenen Bett hinüberzustolpern. Dann schlief der dicke Leutnant geraume Zeit ganz gut, bis es plötzlich von neuem an seine Tür bummerte, und Jean kam mit der Meldung von neun Uhr und dem Major

Wie he...
Major! D...
des Major...
er natürlich...
war ja ein...
nicht J...
lieber ba...
gemacht, al...
Laut ver...
Aber n...
der dich...
dem Sch...
sich den...
talem Be...
wohl tat...
So; man...
mit dem...
Ah, wie...
nangep...
witz tute...
ordentlich...
Schwan...
nißt. „...
er vor...
Schwanz...
als wolle...
machen, ...
er ab...
„Hans...
Dinge, ...
eint hoch...
der Pan...
daß es...
„Hö...
nant je...
scharre...
Der...
herdau...
sind wi...
der ihn...
weiter...
dem ich...
der Zeit...
und rett...
Tisch...
hischen...
sich Be...
beide den...
Löffel...
„Soll ich...
zum We...
Schritt...
„Nei...
nütz! S...
machen

Alle heiligen Infanterie-Kommandos, ja, der Major! Der Tag war zwar heute dienstfrei, aber des Majors Geburtstag war ja, und da mußte er natürlich hin, seine Visite abstaten: Der Major war ja ein guter Freund von des dicken Leutnants Zuschuß-Tante. Herr von Zizewitz hätte lieber barsüßig einen Parademarsch durch Messeln gemacht, als es mit dem Major und der Zuschuß-Tante verdoeben!

Aber noch war es nicht zu spät. Hui war der dicke Leutnant aus dem Bett, huschte nach dem Waschtisch hin und badete sich den noch wüsten Kopf in kaltem Wasser. Ah! wie das wohl tut, wie das erfrischt! So; nun tüchtig abgerubbelt mit dem Handtuch. So! — Ah, huffa, man fühlt sich wie neugeboren! Herr von Zizewitz taute auf, es überkam ihn ordentlich wie Begeisterung im Gedanken an die gestrigen Genüsse. „Famos!“ schmunzelte er vor sich hin, mit einer Schwenkung des rechten Beines, als wolle er einen Luftsprung machen, zu dessen Ausführung er aber zu bequem war. „Famos, sage ich; alle guten Dinge, die schmecken, sollen leben, vivat hoch!“ und schlug sich mit der Hand auf den Schenkel, daß es klatschte.

„Hähäh!“ Der Herr Leutnant sind ja so vergnügt?“ schnarrte es an der Tür.

Der dicke Leutnant fuhr erschrocken herum — richtig, da stand wieder der lange Jean, der ihn beobachtete. „Donnerwetter, Mensch, wo kommen Sie denn schon wieder her?“ platzte der Leutnant ärgerlich heraus und retirierte geniert hinter den Tisch, um an demselben ein bißchen Deckung für seine mangelhafte Bekleidung zu haben. Jean antwortete, er habe den Kaffee gebracht und deutete auf das Tablett, welches er auf den Tisch niedergesetzt. „Soll ich dem Herrn Leutnant sein Zeug mitnehmen zum Reinmachen?“ fragte er und trat dabei einen Schritt näher.

„Nein!“ wehrte Herr von Zizewitz ab. „Nicht nötig! So gehen Sie mir doch vom Leibe, Mensch, machen Sie, daß Sie hinauskommen!“

Jean sah verwundert aus und ging. „Ein niederträchtiger Kerl!“ murmelte Zizewitz ihm ärgerlich nach, hinter seinem Tisch hervorkommend. „Sieht immer aus, als sähe er einen durch und durch. Das soll mich aber nicht hindern, das Frühstück doch mitzumachen, ehe ich abreite!“

Der dicke Leutnant schlüpfte in die Strümpfe und Stiefel, die er, der Steigriemen wegen zuerst anzog; dann griff er nach den Beinkleidern. nein, die lagen hier nicht auf dem Stuhl vor dem Bett! Aha, drüben auf dem Stuhl liegen sie

— nein, auch nicht, das ist der Uniformrock — Donnerwetter, wo sind denn die Hosen nur gleich? Man muß sich ja sputen, der verwünschte Jean kann jeden Augenblick wieder kommen — Himmel und die Welt noch einmal, wo sind denn nur seine Hosen geblieben, sie können doch nicht verschwunden sein? Zum Reinigen konnten sie nicht fortgeholt sein, der lange Jean hatte ja eben erst zu diesem Zweck nach den Sachen gefragt — der dicke Zizewitz suchte von neuem, er stöberte die Betten durch, er ging schweigend vor Angst, bis auf die Matratzen herunter — nirgends ein paar Beinkleider, nichts von Hosen — sie waren verschwunden! Sie mußten verkrämt sein, verkrämt durch den unruhigen Geist von Strümpel — aber, wo lagen sie nur? Er guckte, auf allen Bieren liegend, unter die Betten — keine Spur von Hosen! Unter dem Tische lag ein alter, grauer Drell-Komptoirrock, den Strümpel vermutlich vergriffen hatte — der verdammte Strümpel mit seinem Kofferpaden ... Strümpel — Koffer — Strümpel — Herr aller heiligen Herschaaren, sollte der verdammte

Strümpel die Hosen am Ende mitgepackt haben? der dicke Leutnant suchte von neuem — kein Zweifel, sie waren weg, vom Erdboden verschwunden! — Strümpel mußte sie mit eingepackt haben und war mit Herrn von Zizewitz's Hofe auf die Reise in Spiritus gegangen!

Mit offenem Munde vor Schreck sank Zizewitz auf seinen Bettrand nieder, als ihm diese fürchterliche Wahrheit klar wurde, und starrte



Jean.

entsetzt vor sich hin. Schrecklicher, unfassbarer Gedanke, er war ein Mensch ohne Hosen! Unter lauter fremden Leuten in einem fremden Hause, als Gast in einer Gesellschaft, in der er sich zum ersten Male befand — und ohne Hosen! Wie würde man lachen, wenn die Sache laut würde! — er war ja blamiert bis auf die Knochen — oder vielmehr bis auf die bloßen Beine! Hastig streifte der dicke Leutnant die Stiefel ab, schlüpfte mit den Strümpfen wieder ins Bett und zog das Deckbett über sich, um wenigstens gegen Jean gesichert zu sein.

Aber was nun? Ohne Hosen konnte er doch weder nach Hause, noch zum Major, noch gar ... Jeses, welch fürchterlicher Gedanke — vor die Gesellschaft treten, um sich ihr zu empfehlen! Die Hosen — Femineh, die Hosen sind ja schließlich die Hauptsache vom ganzen Mann; das war ein Gedanke, der Herr von Zigaretz noch nie im Leben eigentlich klar geworden war. Ein paar Hosen mußte er sich schaffen, da half bei Gott keine Gnade — kaufen konnte er sich keine, denn er konnte doch in Uniformrock und Hemd nicht ins Dorf gehen — er mußte sich also welche borgen — hier im Hause! Nicht von dem verwünschten Jean, der natürlich gleich alles ver-raten würde, sondern vom Hausherrn! Das war



Der dicke Leutnant fuhr erschrecken herum — richtig, da stand wieder der lange Jean, der ihn beobachtet hatte. sein Wirt, der ihm, als Gast, Rücksicht schuldigt war; er war ein Edelmann, der sein Ehrentwort, das Zigaretz sich von ihm geben lassen wollte, halten und Discretion üben würde, und alles würde sich in Stille ordnen. Wenn nur dieser verwünschte Jean erst käme! Herr v. Zigaretz wollte durch ihn den Hausherrn ersuchen lassen, zu einer kurzen Unterredung zu ihm aufs Zimmer zu kommen, und zehn Minuten später konnte alles wieder in Ordnung, nämlich Herr von Zigaretz in einem paar Hosen sein.

Aber Jean kam nicht. Ein Klingelzug zur Dienerschaft war nicht in dem Zimmer — man befand sich ja nicht in einem Hotel, sondern im schlichten Fremdenzimmer eines Gutshauses — man mußte warten, oder sich hinausbemühen, um seinen Auftrag zu erteilen. Und „hinausbemühen“ ging ja nicht für ihn: dazu gehörten Hosen!

Aber rufen konnte man. Der dicke Leutnant schlich zur Thür, öffnete sie ein ganz klein wenig und schrie durch die Ritze mit Stentorstimme hinous: „Jean! — Jean!“ Dann huschte er rasch nach dem Bett zurück, schlüpfte wieder hinein und zog die Decke vorsichtig über sich.

Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Thür, ein feistes Dienstmädchen mit einem mächtigen Staublappen in der Hand trat ein und fragte: „Haben der Herr gerufen?“

Zigaretz blickte sich um — Schwerebrett, nun gar noch ein Frauenzimmer! der dicke Leutnant zog sich vorsichtig die Decke noch ein bißchen höher. „Liebes Kind“, hub er sehr freundlich an: „Seien Sie doch so gut und sagen dem Herrn, ich lasse ihn ersuchen, einer dringenden Angelegenheit wegen einen Augenblick zu mir aufs Zimmer zu kommen.“

„Welchen Herrn?“ „Den gnädigen Herrn — Herrn von Kniesewitz.“

„Der ist ja weg!“

„Weg —?“

„Schon seit 7 Uhr, mit den übrigen Herren — zu einer Reitpartie. Kommt erst morgen zurück.“

„Ist das — die Möglichkeit: Und — und die anderen Herren?“

„Alle mit! Nur die Damen sind noch hier.“

Jeses, die Damen! Zigaretz allein mit einer ganzen Damengesellschaft und keine keine

nein, oh, der Satz war nicht auszudenken! Zigaretz stöhnte laut auf.

„Der Herr seufzen ja so?“ sagte das Dienstmädchen freundlich: „Sind der Herr vielleicht krank?“

„Ja — hm — danke — ich glaube — ich glaube wirklich, mir fehlt irgend etwas —“ Zigaretz wußte ja ganz gut, was ihm fehlte, aber er durfte es ja nicht sagen! „Ich fühle mich in der That nicht ganz wohl, werde — werde vorläufig noch ein bißchen liegen bleiben — gehen Sie nur“

„Wünschen der Herr sonst noch etwas?“ fragte das Dienstmädchen.

Ja — ein paar Hosen! hätte der dicke Leutnant wild herausschreien mögen, aber er bezwang sich und stöhnte nur kleinlaut, während sein ganzes Innere sich gegen diese Versicherung empörte: „Nein, ich danke — bin mit allem versehen!“

Das Dienstmädchen ging. Zigarette war wieder allein. Zermalmt sank er auf seinem Bett nieder. Was nun? Nun war er Gefangener — rettungslos, hilflos, verlassen — verlassen von aller menschlichen Hilfe wie von seinen Hosen! War es zuvor schon entsetzlich gewesen, sein Geheimnis preiszugeben, so war es jetzt absolut unmöglich geworden! Gefangener war er in seinem Bett, gelähmt an Händen und Beinen — oder mindestens doch an den Beinen. Aus war es mit dem Heimritt, dem Major, der Zusage:

Tante — an Rettung nicht zu denken bis heute abend, nach einem fürchterlichen, vollen Tage qualvoll langer Stunden . . . und kein Mensch durfte etwas davon merken! — Alles dulden, alle Aufopferung war vergebens, wenn man etwas merkte — lauter spähende, neugierige Augen umgaben ihn — darunter die malitiosen Augen Jeans die schlimmsten, und all diesen Schrecklichkeiten gegenüber . . . das Deckbett sein einziger Schutz! — Was tun? — Was anfangen? — Er konnte ja sagen, daß er sich ein bißchen unwohl fühle und noch ein Weilschen liegen bleiben wolle . . .

Es klopfte an die Tür, und auf Herrn von Zigarette's klägliches „Herein!“ erschien Jean. Erst machte er eine verwunderte Miene, als er den Leutnant noch immer im Bett sah, und sagte dann:

„Die gnädige Frau lasse dem Herrn Leutnant sagen, das Frühstück sei im Garten serviert. Eine schöne Empfehlung von der gnädigen Frau und sie lasse den Herrn Leutnant einladen, herunterzukommen und an demselben teilzunehmen. Die Damen seien schon alle im Garten versammelt und würden sich freuen, den Herrn Leutnant begrüßen zu können.“

Herrgott die Damen! Er und Damengesellschaft . . . den Leutnant überließ es eiskalt bei der Zusammenstellung! „Danke — danke vielmals!“ äußerte er ängstlich und kroch so weit als

möglich unter das Deckbett. „Muß aber wirklich dankend ablehnen — ich — ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„Wie, der Herr Leutnant sind krank?“ fragte Jean verwundert. „Dann hatte die Karoline also doch recht, die sagt es mir schon eben; aber ich wollte es ihr nicht glauben, weil ich doch den Herrn Leutnant noch vor einer Viertelstunde.“

„Ja — ja, ich bin wirklich ein bißchen krank“, unterbrach ihn Zigarette geängstigt. „Ich möchte noch ein bißchen im Bett bleiben.“

„Was fehlt denn dem Herrn Leutnant?“

„Meine“ Beinahe hätte sich Zigarette verschluckt und in seiner Wut und Angst laut hinausgeschrien, was ihm fehlte. Aber er beherrschte sich noch, und tat, als sei ein plötzlicher Schmerz die Ursache seines Auffahrens gewesen.

„Meine alten Schmerzen“ ergänzte er kleinlaut den Satz, „an denen ich öfter leide.“

„Im Leibe?“

„Ja — das heißt — nein, mehr in den Beinen!“

„Ist das die Möglichkeit! Der Herr Leutnant waren ja aber vor einer Viertelstunde noch so vergnügt?“

„Ja doch — das — das kommt immer bei mir so plötzlich.“

„Hm, hm, hm! — Da können der Herr Leutnant jetzt wohl gar nicht zu Pferde steigen?“

„Nein zu Pferde steigen kann ich jetzt wirklich nicht.“

„So so! Dann werde ich also gleich einen Wagen anspannen lassen, damit der Herr Leutnant nach Hause fahren können.“

Nicht doch — um Gottes willen nicht!“ schrie der geängstigte Zigarette. „Fahren darf ich auch nicht — der Arzt hat mir streng untersagt in solchem Zustande zu fahren.“

„So! Na, dann werde ich nur gehen und der gnädigen Frau melden, daß der Herr Leutnant nicht zum Frühstück kommen können“



„Na, der Herr Leutnant schreiben doch, ich sollte so schnell wie möglich ein paar Hasen herbringen.“

Der dicke Leutnant
ein ganz klein wenig
mit Entschlossenheit
„Dann hätte er
schliefste wieder herein
über sich
er öffnete sich die Tür
mit einem mächtigen
knut ein und fragte:
Schwertbrust, um
! der dicke Leutnant
noch ein bißchen höher.
freundlich an: „Sein
dem Herrn, ich lasse
Angelegenheit wegen
Zimmer zu kommen.“
„Den gnädigen Herrn
Herrn von Zigarette.“
„Der ist ja weg.“
„Weg —?“
„Schon seit 7 Uhr,
den übrigen Herrn
zu einer Reitpartie.
amst erst morgen?“
„In das — die Wip
reit: Und — und die
den Herrn?“
„Alle mit! Nur die
nen sind noch hier.“
„Besen, die Damen!
wig allein mit einer
en Damengesellschaft
keine kein
ob, der Saß war
auszubedenken! Bis
höhte laut an.
„Sagte das Dien
der Herr vielleicht
ich glaube — ich
etwas —“ Zige
ihm schickte, aber er
Ich fühle mich in
erde — werde vor
bleiben — gehen
ist noch etwas?“
hätte der dicke Leut
aber er begann
während sein ganzes
sicherung empfand:
allem verziehen!“

„Ja, — tun Sie das!“ Jean ging und Bizewitz atmete erleichtert auf. Nun war er doch wenigstens diesen Qualgeist los; der war ja für einen kranken Menschen noch schlimmer als der schlimmste Strümpel für einen Menschen, der seine Nachtruhe haben will! Hilfe war ja von dem nicht zu erwarten — aber Niederträchtigkeiten begehen konnte er! Zum Beispiel das Tablett mit dem Kaffee wegnehmen, den Herrn v. Bizewitz in seiner Angst noch nicht angerührt hatte, und den Jean soeben herzlos mit hinaus nahm. Der Kaffee war zwar kalt geworden, aber die Bröckchen hätte man sich doch für alle Fälle reservieren können, und das schöne Laib kräftigen Landbrottes mit dem Teller frischer Butter, die sich dabei befunden. Nun war er ohne Lebensmittel — ein erschwerender Umstand in seiner jetzigen Situation!

Da klopfte es schon wieder und natürlich war der Jean wieder da. Die gnädige Frau sei sehr bestürzt, daß der Herr Leutnant krank sei, meldete er. Ob die gnädige Frau den Herrn Leutnant sprechen könne?

„Nein — um Gottes willen nicht — nein!“ wehrte Bizewitz erschrocken ab. „Der Arzt hat mir streng verboten, bei solchem Anfall Besuche zu empfangen. Es sei ein ganz besonderer Fall, meinte er, bei dem ich mich hauptsächlich auch vor anregenden Besuchen in acht nehmen müsse.“

Jean sah sehr verwundert aus und schüttelte erstaunt den Kopf. Die gnädige Frau lasse fragen, ob sie nach dem Doktor schicken solle, meldete er weiter. Es werde zwar leider hier auf dem Lande viele Stunden dauern, bis ein Arzt zu beschaffen, aber

Bizewitz unterbrach Jean und lehnte stöhnend ab. Was sollte ihm ein Arzt! Der Doktor, der ihm hätte helfen können, hätte Schneider sein müssen — und wo wäre eine solche glückliche Vereinigung aufzutreiben gewesen!

„Es würde zwar leider viele Stunden währen, bis ein Arzt herbeizuschaffen sei,“ berichtete Jean unerschrocken weiter, aber die gnädige Frau habe gemeint, ob man vielleicht nach des Herrn Leutnants Quartier schicken könne, wegen des Herrn Bataillonsarztes oder Regimentsarztes.“

Nach seinem Quartier — nach seinem Quartier schicken — Herrgott, diese Frau von Kniesewitz war ja ein Engel! Nach seinem Quartier schicken — diesen Gedanken hatte ihr der Himmel, hatte ihr Bizewitz's Schutzgeist eingegeben! Er konnte ja nach seinem Quartier schicken und sich, wenn auch nicht den Bataillonsarzt, so doch — ein paar Hosen holen lassen! Blitz und Wetter, wie war es möglich gewesen, daß er auf diesen rettenden Gedanken nicht eher verfallen!

„Der Bataillonsarzt ist nicht nötig“, wimmerte er kläglich, wie er bisher noch nie gewimmert. „Aber wenn ich — wenn ich einen Boten an meinen Burschen schicken könnte — zu Hause habe ich ein Mittel, das könnte er mir herbringen.“

„Ein Mittel, das hilft?“

„Ja, das hilft ganz bestimmt. Zu Hause habe ich das Mittel immer vorrätig, und es hilft ganz gewiß. Ich wende es stets in solchen Fällen an.“

„Oh du meine Zeit! Aber warum haben denn der Herr Leutnant das nicht gleich gesagt?“

„Ich — ich wollte nicht weiter stören!“

Jean guckte den Leutnant wieder sehr verwundert an und schüttelte den Kopf. „Na,“ sagte er, „dann werde ich nur gleich einen reitenden Boten abschicken, der den Burschen mit dem Mittel herholt. Der Bursche kann zurück her das Pferd nehmen und der Bote zu Fuß nachkommen, damit es schneller geht.“

„Ja, lieber Jean, machen Sie es so“, sagte Herr von Bizewitz, der sehr wehmütig sprach, um nicht etwa freudejauchzend zu sprechen. „Nehmen sie meinen Schimmel — au! ach! — der geht sicher, damit der Bursche auch nicht etwa mit dem Mittel stürzt und ich hier oh! — ohne das Mittel liegen bleibe. — Und bitte, bringen Sie mir doch auch Papier, Feder und ein Kouvert, damit ich an meinen Burschen schreiben kann — au! ach!“

Jean brachte Schreibzeug, Kouvert und Papier, und Herr von Bizewitz schrieb etwas unbequem auf seinem Bett an seinen Burschen: „Struthan, ich brauche notgedrungen ein paar Hosen! Schaff sie mir her, so schnell Du irgend kannst, oder zehntausend Donnerwetter sollen Dir ins Genick fahren! Wickele sie aber gut ein, so daß sie niemand sieht, und kein Mensch hier darf eine Silbe davon erfahren, was Du mir bringst. — Reite den Schimmel, der geht sicher, aber Du mußt ihn manchmal mit einem Stöckchen ins Ohr kitzeln, damit er Trab hält. — von Bizewitz.“

Der Brief wurde kouvertirt, adressirt, Jean nahm ihn in Empfang und der reitende Bote wurde befördert. Anderthalb Stunden hin, anderthalb Stunden zurück — in drei Stunden mußte Struthan hier sein! Jetzt war es noch nicht zehn: um ein Uhr spätestens winkte Erlösung! Drei Stunden — eine entsetzliche Zeit — aber sie würde ja vorübergehen, man mußte aushalten. Nur sich inzwischen nicht verraten, nur von Zeit zu Zeit wieder laut aufstöhnen, damit die Krankenrolle nicht verloren ging. Bizewitz beschloß, genau nach der Uhr, die er vor sich

auf das Deckbett gelegt hatte, alle 20 Minuten laut zu stöhnen, wie als ein Schlagwerk zu dem goldenen Zeitmesser vor ihm auf dem Deckbett.

Wenn er nur etwas zu essen gehabt hätte! Er hatte heute noch keinen Bissen genossen, war schon mit Appetit aufgewacht und hatte jetzt mächtigen Hunger. Ob man denn hier auf dem Gut dachte, die Kranken lebten von der Luft? Man wußte doch, daß ihm der Jean den Kaffee weggenommen aber vielleicht hat dieser Kerl ihn auch unterschlagen und die Bröddchen selber gegessen und hatte es verschwiegen, daß der Leutnant gar nichts davon gekriegt!

Da klopfte es. Vielleicht war es das Frühstück! Der dicke Leutnant gab seiner Stimme einen so kläglichen Ausdruck wie möglich und rief: „Herein!“ Eine alte Frau erschien mit Karlinen von vorhin hinter sich, die ein ungeheures weißes Paket zwischen den Armen trug. Die alte Frau sagte, sie sei die Ausgeberin des Gutes; Jean habe erzählt, der Herr hätte vorhin so gestöhnt, und sie wolle doch einmal nach ihm sehen. Der Herr habe wohl rechte Schmerzen?

„Ja — ziemlich starke“, versicherte Zizewitz kläglich.

„Rheumatismus, nicht war?“ Der Leutnant nickte schmerzlich.

„Und nun, wollen der Herr im Bett bleiben, um zu schwitzen?“

„Zawohl — ja!“ bestätigte Zizewitz lebhaft.

„Na ja, sagt' ich's doch!“ äußerte die alte Dame eifrig. „Der Herr Leutnant haben ganz recht: Schwitzen ist beim Rheuma die Hauptsache! Ich habe darum auch gleich noch ein zweites Deckbett mitgebracht — Karline!“

Das Dienstmädchen trat näher, und schwapp, eh' er sich's versah, hatte Zizewitz das weiße Paket über sich, das sich als ein mächtiges, weißes Federbett entpuppte und sich über ihn, die Uhr und das Deckbett ausbreitete. Zizewitz pustete vor Hitze, aber er hielt still, er durfte sich ja nicht verraten!

„Wünschen der Herr Leutnant sonst noch etwas?“ fragte die Alte dann teilnahmsvoll.

„Vielleicht eine Tasse Tee?“

„Ja, Tee, das wäre sehr gut!“ meinte Zizewitz eifrig. „Eine Tasse Tee, und — ein Bröddchen dazu . . .“

Die Alte nickte zustimmend und ging. Der dicke Leutnant machte sich Lust, brachte seine Uhr auf das zweite Deckbett und atmete auf. Ein Weilschen verging, dann klopfte es wieder an die Tür und Zizewitz mußte sich rasch wieder das zweite Deckbett bis ans Pinn ziehen — er mußte ja „schwitzen“. Die Ausgeberin erschien und

brachte ein Tablett mit einer dämpfenden Tasse und zwei Weißbröddchen, das sie auf einen Stuhl an dem Bett niederlegte. Der Dampf des heißen Getränks stieg Zizewitz in die Nase und er zuckte zusammen. — Allmächtiger, es war Kamillentee!

Das werde dem Herrn Leutnant gut tun, versicherte die Ausgeberin wohlwollend; sie habe auch noch ein bißchen gestoßen Pfeffer hineingetan. Und in dem irdenen Büchschén auf dem Tablett — Zizewitz hatte es für ein Behältniß zu Butter oder Gänsefeschmalz oder gar Kaviar gehalten und schon sehnsüchtig darnach geliebäugelt — in dem Büchschén sei Hundefett, das sei gut gegen Rheumatismus, wenn man sich damit einreibe.

Zizewitz ersticke beinahe vor Wut und sprach der Ausgeberin mit schwacher Stimme seinen Dank aus. Den Kamillentee goß er wütend aus dem Fenster, als die Alte fort war; dann huschte er rasch wieder ins Bett und biß wild in die beiden Bröddchen ein, die im Nu hinter dem Zaun seiner Zähne verschwanden. Aber was sind zwei Weißbröddchen von Fingerlänge für einen hungrigen Leutnantsmagen!

Langsam schlüchen die Stunden dahin — es wurde elf, es wurde zwölf Uhr. Um zwölf Uhr hielt es Zizewitz vor Hitze nicht mehr aus. Wütend sprang er aus dem Bett, verriegelte die Tür, hüllte sich in das Laken von Struthans Bett und schritt als Gespenst in dem Zimmer auf und ab, um sich abzukühlen.

Es wurde halb eins, es wurde dreiviertel. Zizewitz atmete auf und beschloß, wieder zu Bett zu gehen. — Struthan mußte ja jetzt jeden Augenblick kommen! Vorsichtig entriegelte er die Tür, huschte dann rasch in sein Bett und zählte die Minuten. Es wurde eins, es wurde ein viertel auf zwei — Struthan kam nicht, wohl aber ein nachgerade fürchterlicher Hunger bei dem dicken Leutnant. Wenn er nur wenigstens etwas zu essen gehabt hätte! Aber er konnte doch nicht als Schwerkranker ein Frühstück verlangen, um wie ein Scheunendrescher zu essen, wie es ihm sein Hunger vorschrieb! Und zumal jetzt nicht, in der letzten Minute, wo er schon so vieles ertragen hatte, um nicht aus der Rolle zu fallen. — Struthan mußte ja jeden Augenblick kommen! Dann war er frei, dann war auch gerade Mittagbrozeit, und er konnte nachholen wenn der Anfall vorüber war, wenn er als Genesener mit — mit allem versehen vor die Hausfrau hintrat, mußte man doch für seine Pflege sorgen, und er konnte zugreifen! Wo nur dieser verdammte Struthan blieb, er hätte ja schon vor einer halbe Stunde hier sein können!

Um halb zwei klopfte es an die Tür, und der dicke Leutnant, der im Geist schon Struthan vor sich sah, schrie jäh auf: „Herein!“, als sei er von einem elektrischen Schläge durchzuckt. Aber nicht Struthan kam, sondern die alte Ausgeberin, die der Leutnant mit einem kläglichen Seufzer des Hungers und der Enttäuschung begrüßte.

„Femineh, noch immer solche Schmerzen!“ sagte die Ausgeberin bedauernd, die Zigaretten wilden Ruf und kläglichen Seufzer für Produkte des Rheumatismus hielt. „Noch gar nicht besser?“

„Nein — im Gegenteil — ich fühle mich noch schlechter“, versicherte der Leutnant wahrheitsgemäß.

„Hm, hm, hm! Na, das läßt sich ja aber auch denken! Die Schmerzen und das Schwitzen — der arme Herr werden ganz von Kräften kommen!“

„Oh — das läßt sich nachher bald nachholen,“ lenkte der hungrige Zigarette vorsichtig ein.

„Und noch gar nichts ordentliches genossen“, klagte die Alte teilnahmsvoll weiter.

„Nein — noch gar nichts“, pflichtete Zigarette stöhnend bei.

„Aber das ist ja auch natürlich! Wie kann denn auch ein Mensch, der in solchen Schmerzen und in der Schwitzkur liegt, Verlangen nach Essen haben; ich habe das der gnädigen Frau ja gleich gesagt, als sie fragte, ob der Herr Leutnant auch vielleicht etwas genießen wollten.“

Zigarette hätte die Alte vor Wut zerreißen mögen. Aber er tat es nicht, sondern stöhnte nur.

„Ein kranker Mensch kann sich doch nicht zum Essen zwingen“, fuhr diese befriedigend fort. „Wenn es besser wird, kommt der Appetit von selber.“

„Ja — ganz recht — der kommt von selber!“ jammerte Zigarette.

„Und wie schlecht es dem Herrn Leutnant ist, sieht man gerade am besten daran, daß der Herr noch immer partuh nichts genießen. Noch immer keinen Hang zum Essen, wie?“

„Nein — nein!“

„Drüben im Speisezimmer wird jetzt eben das Mittagbrod serviert, da wollte ich doch einmal herüberkommen und nachfragen. Aber ich dachte mir das ja gleich! — Hat denn das Hundesett gar nicht ein bißchen geholfen?“

„Nein — gar nicht!“

„Vielleicht wenn der Herr Leutnant einmal rohes Fleisch versuchten?“

Rohes Fleisch?

„Ja das soll auch sehr gut sein. Unser Schäfer sagt, es zieht die Schmerzen aus, wenn man es aufbindet.“

Rohes Fleisch? Das Wort berührte ihn mit eigentümlichen Klänge — ein grandioser Gedanke durchzuckte den hungrigen Leutnant.

„Rohes Fleisch?“ sagte er. „Wirklich, da haben Sie recht! Rohes Fleisch ist ein ganz vorzügliches Mittel — besonders geräuchertes.“

„Geräuchertes?“

„Ja — zum Beispiel Schinken!“

„Ich denke rohes Rindfleisch?“

„Nein, Schweinefleisch muß es sein! Rohes Rindfleisch ist auch ganz gut, viel besser — und zwar geräuchertes — Schinken!“

„Ist das die Möglichkeit! Schinken! Das habe ich in meinem Leben noch nicht gehört! Na, das wollen wir doch gleich mal versuchen!“

„Ist ein ganz vorzügliches Mittel, sage ich Ihnen — aber ein bißchen viel muß es sein! Recht große Scheiben — und dick — wenigstens ein Pfund!“

„Sollen Sie haben! Genug, daß es um beide Beine herum reicht! Und gleich Leinwandstreifen dazu zum Umbinden! Verzeihen Sie nur einen Augenblick, Herr Leutnant!“

Die alte eilte geschäftig fort, und fünf Minuten darauf erschien Jean

mit vier mächtigen Scheiben Schinken, jede gut ein Viertelpfund schwer, nebst einem großen Haufen Leinwandbandagen und der Meldung, er sei beauftragt, dem Herrn Leutnant beim Umbinden Hilfe zu leisten.

Letzteres lehnte Herr v. Zigarette entschieden ab und drang auf Jeans Entfernung aus dem Zimmer, indem er erklärte, es sei ein sympatisches Mittel; er müsse es sich selbst umbinden, und niemand dürste dabei zugegen sein.

Jean sah sehr verwundert aus und ging. Sobald er fort war, brachte der Leutnant den



„Wir müssen Sie umknebeln!“ erläuterte Struthan sachkundig.

Schinken zur
Bandagen
Uniformrocke
Es war
Leutnant wor
lan nicht
von Herje
als einer S
achm sich no
nach ein Mi
leben kümme
Um zwei
gund: Stru
nd erklärt,
wahr; er m
Der habe si
hängt hier a
Der Bo
Kleidung ja
wer schon da
hen zu Pier
... das
höhet! D
worin, die
jählich, mi
Spannung
han lam mi
Es war
auf drei, h
viertel, und
noch immer
Der Leutn
sich vor E
daß er es
hätte, es
der Leutn
dem Jen
durch den
noch dem
zu ertrid
Kloppern
schacht f
den Jen
verrückt
enklich.
„Er
gedank
aus sei
Wo im
Er
Ich an
Kopf.
Landst
„W
„D

Schinken zur Anwendung — aber innerlich! Die Bandagen stopfte er in beide Rocktaschen seines Uniformrockes.

Es war jetzt beinahe zwei Uhr, und der dicke Leutnant war zur Not gesättigt, aber Struthan kam nicht! Wo blieb denn dieser unselige Unhold von Bursche nur? Er hätte ja schon vor mehr als einer Stunde hier sein müssen! Zigewitz nahm sich vor, ihn zu schütteln, daß auch nicht mehr ein Atom Staub vom Wege an ihm sitzen bleiben könne, wenn er ihn nur erst habe!

Um zwei Uhr meldete Jean, der Bote sei zurück: Struthan habe den Schimmel dabehalten und erklärt, sich sofort auf den Weg machen zu wollen; er müsse jeden Augenblick hier sein. Der Bote habe sich schon gewundert, daß er ihn nicht längst hier antreffe.

Der Bote, der den Rückweg zu Fuß gemacht, war schon da und Struthan zu Pferde noch nicht . . . das war ja unfassbar! Der Leutnant wartete, die Minuten zählend, mit fieberhafter Spannung — aber Struthan kam nicht!

Es wurde ein viertel auf drei, halb drei, drei viertel, und Struthan war noch immer nicht da! — Der Leutnant heulte innerlich vor Wut und schwor, daß er es nicht mehr aushalte, es wurde drei Uhr der Leutnant beschloß, aus dem Fenster zu springen, durch den einsamen Park,

nach dem hin es sich öffnete, zu laufen und sich zu ertränken — da endlich um drei Uhr ein leises Klopfen an die Tür, die sich halb öffnet, es schiebt sich jemand herein, der den außen sprechenden Jean zurückschiebt und die Tür hinter sich verriegelt, und Struthan steht im Zimmer — endlich, endlich, endlich Struthan!

„Endlich!“ schrie auch Zigewitz mit mühsam gedämpfter Stimme auf und fuhr wie der Blitz aus seinem Bett. „Hast Du sie? Gib sie her, Wo sind sie, Mensch!“

Struthan, ein etwas beschränkter, aber gemüthlich aussehender Mensch, schüttelte traurig den Kopf. „Nicht möglich gewesen!“ sagte er melancholisch.

„Was? —“

„Habe keine gefunden, Herr Leutnant.“

„Unglückseliger bist — Du verrückt?“

„Nein, wahrhaftig nicht, Herr Leutnant. Ich habe mir die größte Mühe gegeben. Habe die ganze Gegend abgesehen.“

„Die Gegend abgesehen? Ist der Kerl besoffen?“

„Aber Herr Leutnant. Glauben Sie mir doch, es waren wirklich keine aufzutreiben! Es dürfen ja jetzt gar keine geschossen werden!“

„Geschossen? Was denn geschossen?“

„Hasen.“

„Hasen? Verrückter? Was red'st Du denn von Hasen?“

„Na, der Herr Leutnant schrieb doch, ich sollte so schnell wie möglich ein paar Hasen herbringen.“

„Hasen!“

„Hasen, Herr Leutnant!“

„Hasen! Rindvieh! Was soll ich denn mit Hasen! — Soll ich mir Hasen auf die Beine ziehen?“

„Auf die Beine ziehen?“

„Na ja doch! Ich brauchte notwendig ein paar Hasen! Meine Hasen sind weg!“

Struthan sah furchtbar verwundert aus. —

„Dem Herrn Leutnant seine Hasen?“ fragte er.

„Wo sind sie denn geblieben?“

„Mir weggenommen! Rhinoceros! Weiß selbst nicht, wo sie sind! Ungetüm! Tölpel! Hat sie

einer mitgenommen!“

„Zemineh! es hat einer dem Herrn Leutnant die Hasen wegstibigt! — Der Herr Leutnant brauchten ein paar Hasen! Und ich habe Hasen gelesen! Zwei Stunden bin ich umhegeritten, bis auf die Oberförsterei war ich und bei zwei heimlichen Wilddieben!“

„Rhinoceros! Nilpferd!“

„O jeh, o jeh! Und die ganze Zeit haben der Herr Leutnant hier ohne Hasen geseffen?“

„Gelegen hab ich! Im Bett gelegen! Wie werd' ich denn ohne Hasen sitzen!“

„Den Deizel! Das muß ja aber verflitzt gewesen sein! Was fangen wir denn da nur an?“

„Du mußt mir ein paar Hasen schaffen! Ich muß ein paar Hasen haben und wenn Du sie vom Himmel holen sollst!“



Der Kontorrock wurde angepreßt, er saß dem Leutnant wie eine Zwantschjace —

„Vom Himmel nicht, aber von zu Hause, Herr Leutnant. Ich reite zurück und hole die Hosen her.“

„Anderthalb Stunden hin — anderthalb zurück — das sind drei Stunden — ich soll wieder noch drei Stunden krank sein und im Bett liegen und schwitzen und nach der Uhr stöhnen und hungern und Kamillentee trinken — das halte ich nicht mehr aus! Dann ist es sechs Uhr; bis ich dann gesund werde und hier fortkomme und die anderthalb Stunden nach Hause reite, ist es wenigstens halb neun — dann kann ich nicht mehr zum Gratulieren und der Major — und meine Tante — lieber gehe ich ins Wasser oder hänge mich auf!“

„Aber ein paar Hosen muß natürlich der Herr Leutnant doch haben, um hier schleunigst wegzukommen! Wenn's der Herr Leutnant so eilig haben, so könnt' ich ja fix ins Dorf gehen und ihm ein paar Hosen kaufen —“

„Donnerwetter, das geht, Struthan! Ja, so können wir's machen, lieber Struthan!“ rief befreit aufathmend der dicke Leutnant.

„Wenn's auch man Civilhosen sind, so wird das wohl nicht gleich bemerkt — der Herr Leutnant brauchten sich ja hier vor der Herrschaft gar nicht sehen zu lassen, sondern in aller Stille abgehen, so per forma, weil er krank ist“

„Das geht! Das geht, lieber Struthan, prächtig! Lauf' ins Dorf und kauf' mir ein paar Hosen — dunkle müssen's sein — und so schnell als möglich! Hier!“ Zizewitz faßte nach dem Portemonnaie, um ihm Geld zu geben — oder er wollte nach dem Portemonnaie fassen, aber wie von einer Wiper gestochen, zuckte er zusammen. Das Portemonnaie steckte ja in der Hosentasche — das Portemonnaie war ja auch weg!

„Struthan“, sagte er sich krampfhaft fassend, „Struthan hast Du Geld bei Dir?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

„Gut Struthan! Lauf' ins Dorf und kaufe mir Hosen. Lege aus; ich werde Dir das Geld nachher wiedergeben.“

Struthan kratzte sich verlegen im Kopfe. „Ja, Herr Leutnant — es wird am Ende nicht reichen!“ sagte er.

„Nicht reichen? Wie viel hast Du denn bei Dir?“
„Sieben Pfennige!“

Der Leutnant heulte laut vor Wut. „Kindvieh!“ schrie er. „Hat sich denn die ganze Welt gegen mich verschworen? Zieh' die Hosen aus! Zieh' die Hosen aus, sag' ich!“

„Aber Herr Leutnant“

„Zieh' die Hosen aus, Kerl, oder zehntausend Donnerwetter sollen Dich massakrieren!“

Struthan gehorchte widerstrebend und stand im nächsten Augenblick im kläglichsten Négligé da. Zizewitz stürzte sich auf das eroberte Kleidungsstück wie ein blutgieriger Löwe auf seine Beute.

„Hilf sie mir an!“ schrie er. „Hilf sie mir an, Struthan, und wenn alle Nähte plagen!“

Struthan erreichte den Leutnant nicht an Leibesfüße, aber überragte ihn an Körperlänge. Es kostete einige Mühe den Leutnant in die Beinkleider hineinzupressen, ihr Nähte krachten ein bißchen, und er saß in ihrer Enge wie in einem Schraubstock, jedoch es ging. Aber sie waren auch um gut zwei Hände breit zu lang, ragten über Sohlen und Fußspitzen hinweg, und das ging nicht! — „Zu lang!“ stöhnte Zizewitz jammern, indem er zwei Schritte über seine eigenen Beine stolperte bei dem Versuch, ob er mit den überkleideten Füßen laufen könne. „Zu lang, Struthan, es geht nicht!“

„Wir müssen sie umkrempeln!“ erläuterte Struthan sachkundig.

„Gut, krempele sie um . . .“

Da klopfte es an der Tür, Struthan wendete sich gleichmütig zu ihr und riegelte sie auf. — „Kindvieh!“ schrie der Leutnant jäh auf, sprang mit einem entsetzten Hopps in sein Bett zurück, brach er mit dem Bettboden durch und lag mit dem Oberkörper unten, während die Beine noch oben herausragten!

Die Tür öffnete sich, und Jean trat ein. „I Gott bewahre!“ sagte er erstaunt, als er Struthan in dessen ungenierten Négligé vor sich sah. „I Gott bewahre!“ fügte er erstaunt hinzu, indem sein Blick auf den Leutnant in seinem zusammengebrochenen Bett mit den lang bekleideten Beinen fiel.

„Was will denn der Mensch schon wieder! So gehen Sie doch 'raus schrie Zizewitz wütend auf. „Mein Bursche muß mich kneten, darum hat er sich ausgezogen — damit er sich besser bewegen kann! Machen Sie, daß Sie wegkommen, was stehen Sie denn noch hier?“

„Aber der Herr Leutnant sind ja mit dem Bett zusammengebrochen . . .“

„Das ist vom Kneten — weil Struthan so stark geknetet hat! Und die Hosen habe ich mir angezogen der Bandagen wegen — Sie wissen doch, daß ich mir die Beine umwickelt habe! Und nun machen Sie, daß Sie rauskommen! Ich muß mich kneten lassen!“

„Ich sollte ja den Herrn Leutnant blos fragen . . .“

„Ich will nichts hören! Gehen Sie 'raus, sage ich!“ schrie Zizewitz wütend zurück. „Es wird jetzt gleich besser mit mir, in ein paar

Warten —
lassen! Und
Sie los sein,
weiter 'raus!
Jean schütt
teufel er
Kneifen auf
„Kneige!
hachend von
lösen keinen
getrennt, fre
nicht hüten!
Stück belan
er der Beine
beide Beine
Die Beine
wurden einen
Zieh' die H
reit, die Fü
zum Vorste
einen zwei
beiden Hand
großer Zitter
unruhig. E
warf einen
Blick auf sein
nant — I
sagt er,
Leutnant. W
aber, mit
fortantrab
möglich der
unter die Ma
„Ich
alten Beine
den Strümp
liegen lassen
Deine Fü
Herrmann
erkennen!
„Zer
sehen wie
„Wir
halte es
weil es
mir den
Der
Leutnant
wie eine
einem An
verlieren
bold auf
„Zer
Herr Leu
jemand fi

Minuten — aber ich muß mich fertig kneten lassen! Und darum habe ich keine Zeit, ich will Sie los sein, so gehen Sie doch, zum Donnerwetter 'raus!"

Jean schüttelte verwundert den Kopf. Dann drehte er sich kurz entschlossen um und ging, die Achseln zuckend, hinaus.

„Niegel vor!“ kommandierte Zigaretz, sich leuchtend von seinem Bett emporhampelnd. „Wir lassen keinen wieder 'rein, Struthan! Jetzt umgekrempt, krempele um, Kerl, ich kann mich nicht bücken!“ Er streckte, auf dem Sitz eines Stuhles balancierend und sich mit beiden Händen an der Lehne hinten festhaltend, dem Burschen beide Beine über einmal hin.

Die Beinkleider wurden einen halben Fuß breit umgefremvelt, die Füße kamen zum Vorschein, von einem zwei Hände breiten Raabe grober grauer Futterleinwand umrahmt. Struthan warf einen entsetzten Blick auf seinen Leutnant — „Femineh“, sagte er, „der Herr Leutnant können doch aber, mit dem Uniformrock darüber, unmöglich den Leuten so unter die Augen treten?“ „Ich ziehe den alten Kontorrock an, den Strümpel hier hat liegen lassen und setze Deine Feldmütze auf. Niemand darf mich erkennen!“

„Femineh! Der Herr Leutnant werden aussehn wie ein Strolch!“

„Mir ganz egal! Ich muß weg von hier, ich halte es nicht mehr aus! Ich muß weg und wenn es von hier direkt ins Fegfeuer geht! Zieh' mir den Rock an, ich kann mich nicht bewegen!“

Der Kontorrock wurde angepreßt, er saß dem Leutnant auf dem Rücken und an den Armen wie eine Zwangsjacke und ging vorn nur mit einem Knopf zu. Struthan, der die Fassung zu verlieren begann, starrte entsetzt bald auf sich, bald auf den Leutnant.

„Femineh“, sagte er, wie wollen denn aber der Herr Leutnant nur wegkommen, ohne daß Sie jemand sieht?“

„Durchs Fenster! Ich springe durch Fenster 'raus und laufe durch den Park davon! Es ist nicht hoch!“

„Ich springe nach! Ich bleibe nicht allein hier ohne Hilfe hier ohne Hosen!“

„Mir ganz egal! Nur muß Du einen andern Weg laufen als ich. Ich kann solchen Kerl in Deiner Verfassung nicht neben mir strolchen lassen.“ Der Leutnant stürzte zum Fenster und riß es auf.

„Der Herr Leutnant haben ja keine Stiebeln an!“ rief ihm Struthan nach. In demselben Augenblicke aber taumelte Herr von Zigaretz auch schon mit einem Entsetzensschrei von dem Fenster zurück. „Es geht nicht“, stieß er ächzend hervor. „Es geht nicht, — draußen stehen Stühle und

Tische unter dem Fenster — man bricht Hals und Bein!“

Auf dem Rasenplatz unten vor dem Fenster war ein gußeisernes Tischchen mit einer eben solchen Bank und Gartenstühlen herum zum Ruheplätzchen arrangiert. Dazwischen hinein zu springen war allerdings unmöglich, wenn man nicht entschlossen war, beide Beine von vornherein draufzugeben. „Nun ist alles verloren!“ ächzte Zigaretz, auf einen Stuhl zusammensinkend.

Struthan hatte gleichfalls zu dem Fenster hinausgesehen und wiegte verblüfft



„Jesus, sie kommen durch's Fenster — mit einer Leiter..“

den Kopf. „Jetzt ist nur noch eins möglich“ sagte er. Ich laufe nach dem Dorf und treibe ein Paar Hosen auf, ob ich sie mir nun schenken lasse oder sie borge oder stehle!“

„Fort, Struthan, fort — lauf nach dem Dorf und hole mir Hosen!“

„Aber der Herr Leutnant müssen mir meine wiedergeben —“

„Zieh' mich aus! Zieh' mir den Rock aus, ich kann mich nicht bewegen!“

Struthan, begann an der Zwangsjacke zu ziehen, die sehr preß saß und nicht sogleich weichen wollte. Dabei klopfte es an die Tür. „Da ist der verdammte Kerl schon wieder!“ schrie Zigaretz wütend zurück. „Machen Sie, daß Sie weg-

kommen, es kann niemand 'rein, ich liege gerade im Kneten! Zieh, Struthan, feste!" An die Tür buierte es jetzt mit der Faust. „Scheeren Sie sich zum Deubel, Dummkopf, Tölpel!" überschrie der Leutnant wütend das Pochen und die Stimme außer. „Ich lasse niemand 'rein! — Kann man sich denn nicht 'mal in Ruhe kneten lassen! So, Struthan, den anderen Aermel, zieh!"

An der Tür war es still geworden, der zweite Aermel fügte sich leichter, die Zwangsjacke wich. Herr v. Zikewitz atmete einen Augenblick tief auf. „Nun die Hosen, Struthan", schrie er dann, rasch, zieh!" Das unselige Kleidungsstück hatte sich an Herrn v. Zikewitz's Körper förmlich angefogen; es kostete einige Mühe, es herunterzubringen. Aber endlich wich das eine Bein, dann auch das andere. — Struthan hielt triumphierend das zurückeroberte Kleidungsstück in der Hand und Herr und Diener standen sich in gleich leichtem Négligé gegenüber, das heißbegehrte Gewand von Struthan am unteren Ende gehalten, zwischen beiden in der Mitte. Da ertönte ein Geräusch am Fenster — erschreckt fahren beide herum — an dem geöffneten Fenster erschien von außen das Ende einer Leiter, die angelegt wurde.

„Jeses, sie kommen — kommen durchs Fenster — mit einer Leiter . . ."

Bursche und Leutnant fahren auseinander, die Hosen flogen an die Erde, der Leutnant springt mit einem Entsetzensschrei in sein kaputes Bett zurück, der Bursche mit einem Schreckensschrei ins Strümpels leeres Bett und beide ziehen sich die Deckbetten bis an die Nase.

Am Fenster erschien, die Leiter emporsteigend, ein Kopf, ein Paar Schultern, ein Oberkörper. Eine Stimme ruft hinein: „Herr v. Zikewitz, wo stecken Sie, wo sind Sie?"

„Herr v. Kniesewitz!" hauchte Zikewitz entzückt auf, sich in einem kaputen Bett, so gut es ging, emporrichtend.

„Herr v. Zikewitz! Endlich habe ich Sie! Zum Sakrament, was ist Ihnen denn nur, was geht bei Ihnen vor?"

„Herr v. Kniesewitz, ich bin in einer tödtlichen Verlegenheit — ich wußte mir nicht zu helfen — alle Versuche schlugen fehl — ich genierte mich vor den Damen des Hauses — ver-raten Sie mich nicht, Herr v. Kniesewitz! Sie richten mich ja sonst zugrunde, wenn die Geschichte laut wird!"

„Bombenelement, dachte ich mir doch beinahe so etwas!" meinte Herr von Kniesewitz. — „Fort da, Ihr Leute da unten! Alles in Ordnung!"

Herr v. Kniesewitz schickte durch einen beschleunigten Wink all' die Leute fort, die sich unten zu seinem Beistande versammelt hatten, und stieg zu dem Fenster hinein, das er sorgsam hinter sich schloß. In hastigen Worten vertraute ihm Zikewitz sein Mißgeschick an. Der Gutsbesitzer ersuchte beinahe in dem Bestreben, sein Lachen so weit zu unterdrücken, daß es in Rücksicht auf die verzweifelte Stimmung des Leutnants nicht gerade allzuviel wurde, was ihm jedoch nur schwer gelang.

„Mich wundert nur, daß Sie beide nicht auch noch auf die Idee gekommen sind, das eine Paar Hosen durchzuschneiden und jeder die Hälfte davon anzuziehen", sagte er lachend. „Aber genug des Späßes! Ich versichere Sie auf Ehrenwort meiner Diskretion; niemand außer uns beiden soll ein Wort von der Sache erfahren. Soeben eines Anlasses wegen, den ich Ihnen gleich mitteilen werde, hierher zurückgekehrt, hörte ich von Ihrem seltsamen Gebahren und schickte meinen Diener zu Ihnen, um zu fragen, ob ich Sie lädren dürfte. Sie ließen ihn nicht zu Worte kommen, wollten nichts hören, schmissen ihn raus. Ich kam selbst an Ihre Tür, klopfte an, hämmerte an: Dummkopf, Tölpel, schrien Sie, ich solle mich zum Deubel scheeren!"

Der Leutnant erschraf.

„Jeses, das waren Sie —?" fragte er entsetzt.

Lächelnd versetzte Kniesewitz: „Nein, das waren Sie, der diese höchst schmeichelhaften Ausdrücke gebrauchte. Doch lassen Sie nur, es war ja nicht an mich adressirt, sondern an Jean, dem ich's auch willig abgetreten habe. Jetzt werde ich Ihnen vor allen Dingen ein Paar Hosen holen — von meinem eigenen — noch aus meiner Hauptmannszeit her. Die werden Ihnen passen, ich bin dicker als Sie."

Mit den gewünschten Beinkleidern brachte der Gutsbesitzer gleichzeitig zwei Pakete mit, die inzwischen für den Herrn Leutnant hier abgegeben worden waren, die aber im Trubel der letzten bewegten halben Stunde niemand ihm zu überbringen gewagt hatte.

„Öffnen Sie vor allen Dingen die beiden Pakete", sagte Herr v. Kniesewitz lachend, indem er die Beinkleider auf Herrn v. Zikewitz's schräges Lager warf: „mir ist ganz, als ob die zur Sache gehören werden!"

Das erste Paket war von Herrn Strümpel und enthielt Herrn v. Zikewitz's verschwundene Hosen sammt allem Zubehör.

Strümpel hatte auf der Eisenbahnstation den Zug versäumt, ein paar Stunden liegen bleiben

müssen und, um sich's bequem zu machen, seinen Koffer noch einmal geöffnet.

Dabei hatte er des Leutnant Zigewitz's Hosen in demselben entdeckt, sie erschrocken in ein Paket gepackt, in größter Eile einen Entschuldigungsbrief dazu geschrieben und sie durch einen Extraboten umgehend zurückgeschickt.

Das zweite Paket war von Zigewitz's Quartierwirt und enthielt gleichfalls ein Paar Hosen.

Der gewissenhafte Quartierwirt hatte, nachdem Struthan geraume Zeit fort war, den Brief an denselben gefunden, den er zurückgelassen, hatte ihn gelesen, zu seiner Ueberraschung daraus

ersehen, daß es sich in dem Bettel um ein paar Hosen handelte, während sich der Bursche bei ihm erkundigt hatte, wo man wohl Hasen bekomme, da er seinem Leutnant ein Paar solcher beschaffen müsse; hatte die Verlegenheit des Leutnants geahnt und sich beeilt, demselben ein Paar Hosen aus Zigewitz's Zimmer und Vorrat per Extraboten nachzuschicken.

Es hatte jetzt von allen Seiten Hosen auf den Leutnant geregnet: auf seinem schrägen Bett lagen drei Paar zur gefälligen Benutzung. — Hätte Struthan seine nicht schon wieder angehabt, so hätten nunmehr vier Paar dargelegen!

„Und nun will ich Ihnen sagen, warum ich früher, als ich dachte, nach Hause gekommen bin“, fuhr der Gutbesitzer schmunzelnd fort nachdem er sich über die Pakete zu Ende gelacht. „Ich hatte beschlossen, Ihrem Major, meinen alten Freunde, der ein passionierter Jäger ist, heut gegen Abend zu seinem Geburtstage ein Waldhornständchen von einer Kapelle in Jägertracht zu bringen. Die Musikanten sind um sechs Uhr nach dem Quartier des Majors,

eine Stunde von hier, bestellt, die Anzüge aus der Oberförsterei entliehen — nur für den Kapellmeister, der die Geschichte als „Max“ aus dem „Freischütz“ dirigieren soll, fehlt mir noch das Kostüm. Darum fuhr ich her, um mir das Maskenkostüm zu holen, das sich mein Sohn Max aus dem Freischütz für den Maskenball im letzten Winter machen ließ. Nun nehmen Sie meinen Wagen, nehmen das Kostüm für den Kapellmeister mit sich und bringen Sie dem Major das Ständchen! Die Vorbereitungen entschuldigen die Verspätung — der Major wird schwelgen!“

Zigewitz's Augen leuchteten.

„Herr v. Kniezewitz, Sie wollten?“ rief Zigewitz entzückt aus. „Sie machen mich zu dem Glücklichen der Sterblichen!“

„Und zu einem Manne der wieder Hosen anhat!“ lachte von Kniezewitz, dem Leutnant gutmütig auf die Schulter klopfend.

Zehn Minuten später fuhr Zigewitz, der noch immer für zu angegriffen erklärt wurde, um sich von den Damen verabschieden zu können, mit seinem Struthan und seinem Max aus dem Freischütz im Wagen des Herrn v. Kniezewitz plain chasse nach dem Quartier des Majors und brachte demselben die reizende Ovation dar, die glänzend ausfiel und allgemeinen An-



Der Major war entzückt und schüttelte dem Leutnant einmal über das andere Mal die Hand; — — —

Klang fand.

Der Major war entzückt und schüttelte dem Leutnant einmal über das andere Mal die Hand; er teilte die Sache freudebewegt der Zusage mit, und die gutmütige Zusage gab gerührt ihrem poesiebegabten Neffen eine ansehnliche Zulage.

Eine Christnacht.

Zu Seligstadt, einem deutschen Landstädtchen, lebte vor einer Reihe von Jahren eine Witwe, die mit derjenigen, von welcher der Evangelist Lukas im siebenten Kapitel erzählt, das gemein hatte, daß auch sie arm war und einen einzigen Sohn besaß, der 16 Jahre zählte und bei dem angesehensten Krämer des Städtchens in der Lehre stand. Weil die Witwe Schmidt das Lehrgeld nicht aufbringen konnte, so mußte ihr Sohn Ferdinand solches durch eine längere Lehrzeit erlegen, und durch die Ueberrahme aller, selbst der schwersten Arbeiten im Hause seines Lehrherrn.

Ferdinand unterzog sich aus Liebe zu seiner guten Mutter allem ohne zu Murren. Die stete Arbeit stählte seinen Körper und vermehrte seine Kräfte; Jedermann hatte Wohlgefallen an dem blühenden freundlichen Jüngling.

Um die Mittagszeit des Tages vor dem heiligen Christfest betrat Ferdinand Schmidt ganz unermutet seiner Mutter ärmliches Stübchen. Er war zur Reise gerüstet, hatte eine Jagdtasche umhängen und einen Wanderstab in der Hand.

„Mein Weg führt mich hier vorbei“, sagte er zu der ihn verwundert begrüßenden Mutter. „und es war mir unmöglich bei dir vorüberzugehen, ohne anzuklopfen. Ich reise nach Neumarkt, zu dem Bruder meines Herrn, von dem ich einige Hundert Taler zurückbringen soll. Man wünscht, daß nicht viel Gerede von der Sache gemacht werde, daher schickt der Bruder drüben das Geld nicht gern durch den Boten oder durch sonst Jemand.“

„Wenn man dich unterwegs nur nicht anpackt, und dir das viele Geld abjagt!“ sorgte die ängstliche Frau Schmidt, „derlei Fälle sind schon vorgekommen.“

„Mit dem Anpacken und Selbabjagen hat's gute Wege!“ sprach Ferdinand beruhigend, „die Leute vermuten eher daß ich einen Weihnachts-hafen in der Jagdtasche trage statt 400 Taler, und jetzt aufs Geradenwohl draußen im Freien auf der Diebeslauer zu liegen, mag wohl Niemand gelüsten bei diesem kalten Wetter.“

„Du bist doch gut gegen die Kälte verwahrt, lieber Ferdinand?“ sorgte die Mutter; „hast du warme wollene Socken angezogen und gucken die Fehen nicht neugierig zu den Löchern heraus? du könntest dir ja sonst die Füße gar erfrieren!“

„Ängstige dich nicht umsonst, liebe Mutter“, entgegnete Ferdinand lächelnd, ich mache ja nur eine Spazierreise von zwei Stunden hinüber, und wieder zwei Stunden herüber; jetzt ist es

Mittag, und ich kann also ganz bequem gegen Einbruch der Nacht wieder bei dir anklopfen!“

„Das gebe Gott!“ wünschte Frau Schmidt, „du sollst aber dann auch eine gute warme Bier-suppe bereitet finden, die deine durchgefrorenen Glieder wieder erwärmen wird; die soll dir einmal weidlich schmecken!“

„Wie meinst du es doch immer so gut mit mir, liebe Mutter!“ sprach der Jüngling gerührt und dankbar, und drückte einen fatten Kuß auf die mütterliche Wange. — „Ich werde mich recht sputen und große Schritte nehmen, damit ich eine halbe Stunde früher zurückkomme. Auf Wiedersehen denn, lieb Mütterchen!“

Und Ferdinand zog wohlgenut fort. Frau Schmidt nahm ihre Arbeit wieder zur Hand, die sie vorhin, bei des Sohnes unerwartetem Eintritt, schnell und heimlich bei Seite gelegt hatte, nämlich ein wollenes, gestricktes Wamms, das sie ihm zum Christgeschenke bestimmte.

„Wäre ich völlig damit fertig gewesen“, sagte sie ganz in Gedanken bei sich selbst, „so hätte ich nicht bis auf den Abend gewartet, sondern dem guten Jungen das Wämmschen gleich mit auf den Weg gegeben; er hätte es unter seinen Rock anziehen, und sich so noch besser vor der Kälte schützen können.“ Wie gern bescheerte ich ihm etwas Wertvolleres zum Weihnachtsfeste! Nun, ich denke doch, daß er von seinem Lehrherrn diesmal ein hübsches Christkindel erhalten wird. Er kann den Burschen ja so gut, und besser noch brauchen als einen Kaufmannsdieners.“

Während die sorgende Mutter ihre Strickerei zu Ende brachte, schritt der rüstige Jüngling tapfer drauf los. So weit die Landstraße ging, fand er den Schnee gebahnt. Allein da wo der Dorfweg nach Neumarkt, links von der Straße abführte, war er weniger gebahnt und gangbar, und Ferdinand mußte tüchtig darauf losstampfen, um vorwärts zu gelangen. Dennoch traf er rechtzeitig bei dem Bruder seines Herrn, einem wohlhabenden Müller ein. Aber es verstrich mehr als die bestimmte Stunde bevor der Müller die 400 Taler abzählte, verpackte und dem Jüngling übergab. Unterdessen setzte die Müllerin dem Durchfrorenen Brot, Butter, Wurst und eine Flasche mit Schnaps vor und nötigte ihn mit freundlichen Worten zum Essen und zum Trinken.

Die Schwarzwälderuhr neben dem warmen Kachelofen hatte bereits die dritte Stunde geschlagen, als endlich Ferdinand, gesättigt und fast ein wenig von dem ausgenötigten Branntwein

berauscht, die Rückreise antrat. Wohl fühlte er jetzt, daß seine Jagdtasche um 400 Taler schwerer geworden, doch schritt er nichtsdestoweniger mutig vorwärts, und trachtete vor Allem dahin die Landstraße wieder zu erreichen.

Glücklich gelangte er auf dieselbe, doch, in seinem benebelten Zustande und in seiner Aufregung, hielt er sie für einen anderen Dorfweg, und setzte daher seinen bisherigen, welcher die Landstraße durchschnitt weiter fort. Erst nach geraumer Zeit, als keine Landstraße sich zeigen wollte, erkannte Ferdinand seinen Irrtum. Die ganze lange Wegstrecke wieder zurückzugehen, schien ihm nicht ratsam, sondern er hielt für besser querfeldein zu schreiten um einen weiteren Umweg zu ersparen. War aber das Gehen durch den ziemlich tiefen Schnee schon auf dem Wege beschwerlich gewesen, so war es noch weit mühsamer und beschwerlicher über die Felder zu schreiten. Ferdinand mußte die Beine hoch heben, was die Müdigkeit schnell herbeiführte, welche durch den genossenen Brantwein bedeutend gesteigert wurde, dessen aufregende Kraft der abspannenden zu weichen begann, so daß des Jünglings Füße schwer wurden wie Blei. Um so mehr fühlte er jetzt auch das Gewicht des Geldes, das ihm die Achseln beugte und den Oberleib dazu. Vollständig wurde die Not, als sich nun plötzlich, der bis jetzt heiter gewesene Himmel mit grauen Schneewolken umzog, welche gar bald ihre weißen Flocken hernieder zu wirbeln begannen. Nicht genug, daß diese dichten Flonen alle Gegenstände nah und fern verschleierte und unkenntlich machten, so stürzten sie auch dem armen, verirren Wanderer in das Antlitz, beraubten ihn der Sehkraft verstopften ihm Mund und Nase, und drangen naß und kalt unter die Halsbinde und bis auf die erhitzte, schweratmende Brust. Zugleich sank die lange Winternacht in schnellem Fluge auf die Erde nieder.

Um sich die Schrecknisse einer solchen einsamen Wanderung durch den Schnee, und inmitten des Schneegestäubers, recht lebhaft vorstellen zu können, muß man schon selbst selbst so etwas erlebt und durchgemacht haben. Da fühlte der arme Mensch so ganz seine Schwäche und Nichtigkeit und es gehört Mut und festes Göttervertrauen dazu, wenn man nicht zu Grunde gehen soll, sondern siegreich sich durcharbeiten will, heraus aus der unheimlichen Schneedecke, die einem nur allzusehnlich zum Leichentuche werden könnte.

Ferdinands heiterer Sinn war längst schon dem Kleinmute gewichen, der sich allmählig in Trostlosigkeit verwandelte. Er schrie laut nach Menschen, nach Rettung. Nirgends ein Haus, nirgends ein tröstlicher Lichtglanz, nirgends ein

Landmann, der ihn den Weg zeigte. Mit Anstrengung lauschte der Verlorene nach Peitschknallen, nach Glockengeläute, nach Pferdegewieher und Hundegebell. Aber ringsum herrschte Stille, tiefe Stille, wie auf einem Kirchhofe; und einem solchen gleich auch die ganze Gegend, deren Unebenheiten die beschneiten Grabhügel, und die dürrn Baumstämme die Todtenkreuze vorstellten. Ferdinands Leib dampfte vor Schweiß, während er seine Beine, vom Fuße bis zum Knie, vor Kälte kaum noch an sich fühlte. Mühsam schleppte der arme Jüngling sich fort, nicht wissend in welcher Richtung er den rechten Weg finden werde. Immer langsamer wurden seine Schritte, bis er endlich, gänzlich erschöpft, nach einem Ruheplatz sich umschaute.

Siehe! aus der weißen Schneefläche hervor steigt eine graue Säule mit einem ausgestreckten Arme, gleich einem unheimlichen Galgenbilde. Doch an ihrem Fuße befindet sich ein hoher Stein mit breiter Oberfläche, auf welcher Tausend und aber Tausend Schneeflocken friedlich sich niedergelassen haben. Der müde Wanderer stäubt die Schneeflocken hinweg und nimmt dann ihre Stelle ein, seinen Rücken gegen die hölzerne Säule lehrend, welche nichts anderes war als ein Wegweiser. Der Dunkelheit wegen konnte man jedoch nicht den Ort lesen, wohin der Arm den Weg zeigte. Selbst dieser stumme unzuverlässige Wegweiser wurde jetzt dem verirren Jüngling zur willkommenen Erscheinung. Nur ein Viertelstündchen wollte er hier ausruhen, und dann mit frischen, erneuten Kräften der Richtung folgen, welche des Wegweisers Arm andeutete. Er gedachte mit Schrecken der Angst seiner Mutter, der Sorge seines Herrn, wenn er über die Gebühr lange ausbliebe, und wollte sich darum nur eine kurze Erholung gestatten.

Allein, da er nun einmal saß, war die Ruhe so süß, so unbeschreiblich süß, daß sein stets neu gefasster Entschluß, aufzubrechen, immer wieder der Sinnlichkeit unterlag. Bleiern und unwiderstehlich schlossen sich seine Augenlider, nur in immer längeren Zwischenräumen einmal halb sich erschließend und in die Dunkelheit hineinblickend. Er fühlte nicht die wehenden, kältenden Schneeflocken, den rauhen Wind, die zunehmende Kälte in den erstarrten Füßen. Die geldgefüllte Jagdtasche auf den Schoß gebettet, und mit beiden Händen fest sie umfassend, saß Ferdinand da. Bald war er in tiefen Schlaf versunken, von bunten Träumen umgaukelt, in welchen er zuweilen einzelne laute Worte ausstieß. Endlich aber verstummten die bleichen Lippen. Das anfänglich rot erhitzte Gesicht wurde kreidefarben.

Rings um den Schlafenden wurde es jetzt ruhiger. Wind und Schneegestöber hörten auf. Am wolkenfreien, blaubunkekn Himmel flimmerte der zahllosen Sterne herrlicher Glanz. Zur schönsten, zur ewigen Heimat, zum Vaterhause winkten sie dem Sterblichen. Still entschwand eine Stunde um die andere der langen, heiligen Christnacht. Daheim bei Ferdinands Mutter köchelte die Biersuppe auf dem heißen Ofen; das wollene Wämschen zum Christgeschenk war endlich fertig geworden, und lag mit einigen andern Gaben, von Mutterhand bereitet, zur Bescheerung auf dem Tische: warme wollene Socken, Pulswärmer, ein Vorhemdlein und ein gestricktes Paar Hosenträger, oben drein eine frischbackene Semmel. Aber das schönste und beste der Christbescheerung sollte ihr eigenes, treues, zärtlich liebendes Mutterherz sein, das, von mehr denn tausend Kerzen entflammt, voll freudiger Erwartung dem einzigen Sohne entgegenstug.

Allein der gute Ferdinand kam immer noch nicht. Da lief die geängstete Witwe hin zu dem Lehrherrn ihres Sohnes, welchem mehr um das zu erhaltende Geld als um des Jünglings Leben bangte. Wo aber sollte man, wenn Ferdinand nicht bei dem Müller übernachtete, den Erwarteten in der Dunkelheit aufsuchen? . . . Der heilige Christabend, für die meisten jungen und alten Christen eine Freudenzeit, wurde für die arme Witwe der schrecklichste ihres Lebens! —

Der Morgen des Christfestes brach an, überall begrüßt von der Glocken feierlichem Geläute. In ihrem Strahlenkranze ging die winterliche Sonne über den glitzernden Schneefeldern auf, und ihre belebende Wärme berührte leise den am Wegweiser sitzenden Jüngling. Er aber regte sich nicht: er schlief noch immer. Der letzte warme Hauch des Schlafers hatte sich als Reif in das Haupthaar und an den Rand seiner Mütze gelegt. Ferdinand

glich vollkommen einem Schneemann, so sehr hatten die Flocken ihn eingehüllt. Selbst die Jagdtasche mit den fest sie umschließenden Händen war von einer weißen Decke überzogen.

Ein Häschen, welches über die Schneefelder gesprungen kam und die sonderbare Gestalt bemerkte, machte betroffen Halt, fuhr mit der rechten Vorderpfote schäkternd über die Nase, worauf es wieder querselbein sprang. Eine Schar von Dohlen, die Leichenbitter der Vögel, ließ sich vor dem Schläfer nieder und betrachtete ihn neugierigen Blickes; ein gelber Goldammer, auf den Arm des Wegweisers sich setzend, tat ein Gleiches.

Zur Kirche ziehende Landleute fanden den Erfrorenen, dessen erstarrten Händen man nur mit Gewalt die volle, schwere Jagdtasche entreißen konnte.

Weg nach Seligstadt Also lautete die Inschrift des Wegweisers, welche Ferdinand in der Dunkelheit nicht mehr hatte zu lesen vermocht.

Wunderbar sind Gottes Ratschlüsse! Der Jüngling hatte eine andere selige Stadt, im besseren Jenseits, glücklich erreicht.

Als aber die arme Witwe Schmidt weinend hinter dem Sarge ihres einzigen Sohnes einherwankte, da trat kein Heiland sichtbar mit dem Trostesworte hinzu: „Weine nicht!“

Ach, kein Heiland schritt heran voll Güte,
Rief der Auferweckung mächt'ge Worte,
Wie zu Rain einfi, wo zarte Blüte
Auch getragen ward zum Schummerorte!

Niemand gab den geliebten Toten der Mutter wieder; aber die Lehre des göttlichen Erlösers rief ihr tröstend zu: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten! Selig sind die Toten die in dem Herrn sterben!



Was der Volksmund spricht

In der Schweiz sind Volksabstimmungen häufig; dort entscheidet beäunntlich die Volksstimme über die Gesetze. Eine ähnliche Volksabstimmung hat im vergangenen Jahre die Firma „Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, München“, herbeigeführt, indem sie die deutsche Arbeiterschaft um ihr Urteil über den bekannten Kathreiners Malzkaffee bat. Der Erfolg übertraf die Erwartungen. 26 000 Antworten gingen ein. Es ist unmöglich, das gesamte höchst lehrreiche Material zu veröffentlichen, das in diesen 26 000 Urteilen steckt. Einige wenige Aeußerungen geben wir hier wortgetreu mit den Porträts der Einsender wieder.

Hinter jedem Urteil stehen mehr als 1000 Gleichgesinnte!



... Mein Mann war jahrelang leidend. Das Herz war in Mitleidenschaft gezogen und der Schlaf sehr schlecht. Wir wendeten uns Kathreiners Malzkaffee zu und haben damit die besten Erfolge erzielt. Fr. Otto Röper, Schlosser, Magdeburg-Zudenburg, Langenweg 3.



... Meine Frau litt früher viel an Kopfschmerzen, Nervosität und verdankt die Besserung besonders Kathreiners Malzkaffee. Auch unsere Kinder tranken denselben und haben ein sehr gesundes und frisches Aussehen, was auf dieses Getränk zurückzuführen ist.

Hermann Schmidt, Bauhilfsarbeiter, Hamme-Bohum, Fernerstraße 119.



Seit etwa einem Jahre trinken wir den reinen Malzkaffee mit Milch und sind wohl und gesund, dabei finden wir, daß Kathreiners Malzkaffee den Magen nicht angreift und dabei nahrhaft ist.

Stefan Papler, Schüller, Weingarten (Württemberg).



Kathreiners Malzkaffee ist gewissermaßen das Lebenselixier der arbeitenden Bevölkerung geworden. Was bleibt z. B. dem Eisenbahner, der Abstinenz sein muß und bei seiner Arbeit in Wind und Wetter einen warmen Trunk nicht entbehren kann, für ein anderes Getränk als Kathreiners Malzkaffee, der mit Billigkeit einen angenehmen Geschmack verbindet und den Teufel Alkohols nicht aufkommen läßt.

Gustav Eggerichs, Hilfschirurmann, Etöden bei Hannover 169/11.

... Nach zehnjähriger Erfahrung behaupte ich: Kathreiners Malzkaffee ist ein Getränk, dem sich kein anderes ebenbürtig an die Seite stellen kann in bezug auf Aroma, Würze, Wohlgeschmack und Nährwert.

Frau Katharina Jörlich, Näherin, Laubentheim a. Rh. b. Mainz, Rheinstr. 74, b. We. Haug.



... Ich litt an Magenkrampf, Appetitlosigkeit und Schwindel. Seit ich einen Versuch mit Kathreiners Malzkaffee gemacht, der mir auch sofort zusagte, blieb alles Nebel nach und nach aus. Ich fühle mich seither gesund und wohl; der „Kathreiner“ bekommt mir ausgezeichnet.

Otto Grunsmich, Weber, Weida (Thüringen).



... Da mir der Bohnenkaffee Verdauungsbeschwerden bereitete, so versuchte ich Kathreiners Malzkaffee und kam zu einem sehr guten Resultat. Ich war erstaunt, wie es möglich war, ohne Kaffeebohnen einen so guten Kaffee herzustellen, dessen würziger Wohlgeschmack und appetitlich-bräunlichgelbe Farbe den Bohnenkaffee fast übertrifft.

Viktor Spirt, Fabrikarbeiter, Zinnenstadt i. Allgäu, Marktplatz 154/L.



... Man hat das Bier „süßsüßes Brot“ genannt, sehr mit Unrecht! Brot darf nicht eine Reihe schädlicher Nebenwirkungen haben und auch nicht so teuer sein. Mit viel größerem Recht dürfte Kathreiners Malzkaffee auf das Prädikat „süßsüßes Brot“ Anspruch erheben. Bei größerer Billigkeit fallen die mißlichen Begleitercheinungen des Biergenusses weg.

Karl Vinzenz Mayer, Ladlerer, Kürnberg, Regensburgerstr. 12a/111.



Viele Menschen schätzen ihre Gesundheit erst, wenn sie sie verloren haben.

Was die Aerzte sagen

„Die Einführung und Verbreitung von Kathreiners Malzkaffee muß vom hygienischen Standpunkt aus als ein Verdienst betrachtet werden.“

Prof. Dr. Puchner, vormalig Direktor
30. 11. 95. des Hygienischen Instituts der Universität München.

„... Wir bescheinigen, daß Kathreiners Malzkaffee frei von schädlichen Substanzen ist und durch seinen kaffeeähnlichen Wohlgeschmack, seine appetitliche Außenseite und seine für jeden Käufer sofort erkennbare Reinheit alle anderen Kaffee-Surrogate wesentlich übertrifft.“

Geh.-Rat und Obermedizinalrat Prof. Dr. v. Pettenkofer.
3. 96. Geh.-Rat und Obermedizinalrat Prof. Dr. v. Ziemssen.

„Der Firma Kathreiner bestätige ich gerne, daß ich deren Malzkaffee seit längerer Zeit verordne, und daß sich derselbe speziell bei Magenleiden als Nahrungsmittel ganz besonders empfiehlt.“

Kgl. Rat Dr. J. Czankowsky,
privat. Arzt in Karlsbad und Wien.
21. 10. 93.

„Ich habe den Malzkaffee Kathreiners im Krankenhaus zu Rummelsburg, das unter dem Protektorat der Kaiserin steht, eingeführt und bin mit dem Erfolg sehr zufrieden. Er ist ein billiger, wohlschmeckender und nahrhafter Ersatz des Kaffees und für Kranke und Gesunde gleich empfehlenswert.“

Prof. Dr. G. Fischer, Geh.-Medizinalrat,
Rummelsburg-Berlin.
7. 1. 97

„... Vor allem fehlt Kathreiners Malzkaffee jede nachteilige Wirkung auf die Verdauung, so daß das Präparat ganz besonders statt des in vielen Fällen nur schädlichen Bohnenkaffees bei Kindern, Bleichsüchtigen, Mädchen und schwächlichen Frauen zu empfehlen ist, welche letztere beiden Klassen so sehr zum Mißbrauch von Kaffee neigen.“

Prof. Dr. Sneyper, Direktor des Hygienischen Instituts
der Universität Prag.
20. 4. 97.

„Ich verordne häufig Kathreiners Malzkaffee, da derselbe von den Kindern gern genommen wird und dadurch die oft so notwendige Ernährung mit Milch in einer gering modifizierten Form zum Wohle der Kinder wesentlich gefördert wird.“

Dr. Ferd. Frühwald, Univ.-Dozent,
Abteilungs-Vorstand der Wiener Poliklinik.

„Ich bestätige auf Wunsch gern, daß wir in dem Malzkaffee von Kathreiner ein vortreffliches Ersatzmittel für den Bohnenkaffee haben, welches diesem in bezug auf anregende Wirkung und Geschmack recht nahe kommt, ohne dessen schädliche Wirkungen zu besitzen. Besonders bei Herzkranken habe ich vielfach Gelegenheit, den günstigen Einfluß zu beobachten, welchen der Ersatz des Bohnenkaffees durch Kathreinerischen Malzkaffee bewirkt.“

1901. Univ.-Professor Dr. med. Martin Wendelsohn, Berlin.

Wer sich durch einen Versuch mit einem Probepaket von der Vorzüglichkeit von Kathreiners Malzkaffee überzeugen will, schreibe einfach eine Karte an Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, München 87. Sie erhalten es ohne alle weiteren Kosten! Tun Sie es aber heute noch! Es geschieht im Interesse Ihrer Gesundheit!

Kathreiners Malzkaffee ist im Geschmack von Bohnenkaffee kaum zu unterscheiden.

Vorsicht!

Der echte Kathreiners Malzkaffee wird — zum Schaden des Publikums — viel nachgeahmt. Er ist nur echt in geschlossenem Paket in der bekannten Ausstattung mit Bild und Namen des Pfarrers Kneipp als Schutzmarke (siehe nebenstehende Abbildung).



Wichtig!

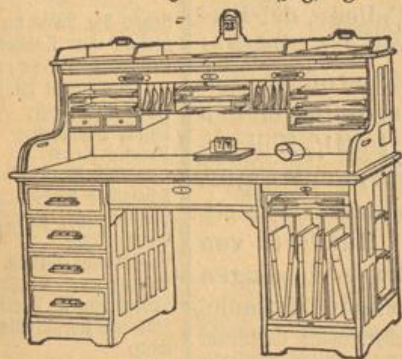
Wenn Kathreiners Malzkaffee seinen würzigen Wohlgeschmack entwickeln soll, darf er nicht aufgebrüht werden, wie Bohnenkaffee, sondern man muß den gemahlten „Kathreiner“ in kaltem Wasser auf's Feuer setzen, zum Kochen bringen und dann noch 3—5 Minuten kochen lassen.

$\frac{1}{4}$ Paket Kathreiners Malzkaffee, ausreichend für 20 bis 25 Tassen, kostet nur 10 Pfg.

Die große Tasse Kathreiners Malzkaffee stellt sich auf etwa $\frac{1}{2}$ Pfennig.

Die Stolzenberger

Bureau-Möbel genießen einen Weltruf. Sie sind anerkannt zweckmäßig, gediegen gearbeitet und billig.



Eichen-Schreibtisch
124 cm hoch
Aufsatz mit Rolladen-
Verschluß, der herab-
gelassene Rolladen
schließt automatisch
sämtliche Fächer.

Wir liefern diese
Tische in allen
Preislagen.



**Stolzenberger
zusammenstellbarer
Bücherschrank.**

Privat-Registatur-Schränken.

Vorzüglich geeignet zum Ordnen von Korrespondenzen, Steuer-, Personal-Angelegenheiten etc. Die Schränken werden durch eine leicht gehende Rolljalousie geschlossen, die bei einer halben Schlüssel-drehung von selbst nach unten verschwindet.



No. 314

No. 315

Höhe 980 mm
Breite 475 "
Tiefe 400 "

Preis:

Eichen Ml. 58.—
Nuß " 63.—



No. 324

No. 324

Höhe 980 mm
Breite 960 "
Tiefe 400 "

Preis:

Eichen Ml. 95.—
Nuß " 105.—

Wir schicken Ihnen gern kostenfrei unseren reich illustrierten Katalog über praktische Neuheiten und Geschenkartikel.

Fabrik Stolzenberg, G. m. b. H., Vos-Baden.

Sind Sie Klein

oder sonst in physischer Hinsicht unvollkommen?

Durch die „Clease“ Extensor-Methode, nach einer Erfindung von Mr. F. Meredith Clease, Ph. A. D., früher Direktor der Körperpflege am Haileybury College, der hervorragendsten Militärschule in England, und das Resultat von 17jährigen mühsamen Studien über Körperpflege und Körperbehandlung können Sie binnen kurzem Ihre Grösse um 1—2 $\frac{1}{2}$ Zoll erhöhen. Sie verlängert nicht nur die Figur, sondern verleiht dem Körper Gesundheit, Stärke und Schönheit. Hunderte von Kunden des Herrn Clease bezeugen die Vollkommenheit seiner Methode.

Der Erfinder der Clease-Methode



Verlangen Sie das Buch noch heute

Nichts kann einfacher, nichts natürlicher sein als die „Clease Extensor“-Methode. Sie beruht auf einer wissenschaftlichen Grundlage der physischen Entwicklung, paßt sich dem individuellen Bedürfnis an und ihr Zweck ist nicht bloss, die Statur zu vergrößern, sondern auch, im Zeitraum von wenigen Wochen das allgemeine Aussehen zu verbessern. Damen verleiht sie Schönheit der Figur und Anmut der Haltung, die ihren Reiz wesentlich erhöhen muss. — Nur nach jahrelangem eifrigem und unabhörlichem Studium ist es Herrn Clease gelungen, sein einzig dastehendes System zu entwickeln. Als ein neuer Erfolg in der Wissenschaft der physischen Entwicklung stellt sie unübertroffen da und ist absolut verschieden von allen anderen Methoden, die bisher in den Di nst des Publikums gestellt worden sind. Wenn Sie sich hierfür interessieren, lassen Sie sich

physischen Entwicklung stellt sie unübertroffen da und ist absolut verschieden von allen anderen Methoden, die bisher in den Di nst des Publikums gestellt worden sind. Wenn Sie sich hierfür interessieren, lassen Sie sich

GRATIS

das 48 Seiten starke lehrreiche und interessante Buch schicken.

Postkarte nach London kostet 10 Pf., ein Brief 20 Pf.

F. Meredith Clease, Ph. L. D., 75 New Bond Street, London.

Bitte ausschneiden!

K. 38.

Setzen Sie unten an den Stellen das Zeichen X, wo Ihnen Besserung erwünscht ist.

- Zu kleine Figur.
- Runde Schultern.
- Flache Brust.
- Gebeugte Kopfhaltung.
- Schwador Rücken.
- Vorstehender Unterleib.
- Verstopfung.
- Verdauungsstörung.
- Beschwerden i. d. Lunge.
- Krümmung d. Hüftgürtels.
- Schwache Körperhaltung.
- Zu starke Hüften.
- Geringer Brustumfang.
- Lässt Ihre Figur oder Gesundheit sonst zu wünschen übrig?
- Ihre Beschäftigung?
- Wie alt sind Sie?
- Ihr Geschlecht?
- Alle Mitteilungen werd. streng disk. behandelt.

Mir zusenden!

Zauber und Liebe



Lehrbuch d. geheimen Künste, Liebe einzuflossen, zu erhalt. oder zu vernichten, nebst Einweihung in geheime Wunderkräfte, nach alten Quellen bearbeit. von Faustulus.

Preis verschlossen M. 1.95. (Briefmarken.)

Schlöffels Verlag Leipzig 47.

Wilhelm Kruse
- Markneukirchen 593

Instrumente ausserordentlich billige Preise

Reichhaltiges Katalog

Weitverbreitete Garantie

Blutstokung?

Kaufen Sie eine Schachtel Menstruationspulver „Grisha“
Warenzeichen: 85252.

Bestandteile:
Japan. edl. Honigpulv.

* Zahlreiche Dankschreiben.
* Nur echt in der Schachtel n. Beg. Einf. von H. 3. — fr. Apotheker

Altmann & Co.
G. m. b. H.
[Halle a. S.]

KONZERT Gramophon

in jeder Familie können Sie mit einem welches fröhlich, lustig, leicht, weint, wehrt, vorzüglich zc. veranstalten

Grösste Auswahl, billigste Vergütigen.

Williger Apparat schon vom Mark 4.50 an. Berl. Sie Katalog No. 30 gratis und franco.

Fritz A. Lange G.m.b.H.
Leipzig 214.

lein
ollkommen?

Bitte zusammenstellen
K. 18
Sagen Sie mir in
Stellen des Textes
wo Ihnen Besseres
erwünscht ist.
Ze kleine Figur:
Hände Schreier
Flache Brust
CobonagraKopfhör
Schwacher Rücken
Vorständiger Linsen
Verstärkung
Verlangsamung
schwachen L. L. L.
Kriemung d. Rücken
Schwache Körperbau
lang.
Zu starke Hüften
Geringer Brustkorb
Lösen Ihre Figur an
Gesundheit sind u
wünschen things!
Ihre Beschäftigung
Wie alt sind Sie?
Ihr Gesundheitszustand
Alle Mittelnamen mit
streng disk. behandeln
Mir zusenden!

einzig dastehendes System
in der Wissenschaft der
absolut verlässliches
das 49 Seiten enthalt
lehrreiche und interes
sante Buch stellen
Brief 20 Pf.
Street, London.

KONZERT
Grammophon
Fritz A. Lange & Co.
Leipzig 214.

**Dafschek's
Schreib-Methode**
zur Selbsterlernung einer
schönen
Handschrift.

Ein Leitfaden für
Jeden, der mit der
Feder zu arbeiten hat.
Das Büchlein gibt
Anleitung im Selbst-
unterricht zur Erlern-
ung einer guten Hand-
schrift in Deutsch,
Lateinisch, und Rund-
schrift. Es sollte in
keinem Bureau, ja in
keinem Hause fehlen.
Zu beziehen durch die
**Buchdruckerei
Paul Kosch, Jahr i. S.**
Zum Preise von 50 Pfg.,
auch gegen Einwendung
von Briefmarken

Vor Anschaffung
fordere man
eines Musik-
werkes usw.
auch unsern
illustrierten
Hauptkatalog 435
gratis und frei per Postkarte.



2M

Gegen bequeme Teilzahlungen von
2.— Mark monatlich an liefern wir
Musikwerke jeder Art, selbstspielend
sowie zum Drehen, echte Grammo-
phone u. Phonographen, Automaten,
alle Saiteninstrumente, wie Violinen,
Mandolinen, Gitarren, Zithern aller
Systeme, Harmonikas; ferner photogr.
Apparate, Operngläser, Feldstecher,
künstl. gerahmte Bilder usw.

Bial & Freund in Breslau II.

Nervöse Männer!

Eine Freudenbotschaft. | Bleiben Sie nicht länger schwach, sondern werden Sie ein kräftiger, mutiger, edler Mann, sowohl körperlich wie geistig ein ganzer Mann.



Ich habe ein Buch geschrieben, das sehr wertvolle Auskünfte enthält für alle Männer, die an Nervosität, Benommenheit, Appetitlosigkeit, Funkeln und Schimmern vor den Augen, Kopfschmerzen, organischer Schwäche irgend eines Teiles des Körpers, allgemeinen Schwachzuständen, Bedrücktsein, Kummer, Angstgefühl und wie die vielen Uebel leiden, die bei ihnen, alt oder jung, das Gefühl erwecken, dass sie nicht alle Freuden des Lebens geniessen können.

Mein Buch ist keine Reklame für eine Medizin; ich bin kein Quacksalber. Ich setze ganz ehrlich und offen die Ursachen der Schwachzustände, Nervosität usw. auseinander und erkläre, wie alle vollständig durch mein Nahrungsmittel Dorema überwunden werden können.

Die erstaunliche Wirkung meines Nahrungsmittels auf Gehirn, Nerven und alle Organe des Körpers ist durch die grosse Anzahl von Anerkennungsschreiben nachgewiesen, die mir mit jeder Post zugehen und zahlreich genug sind, um diesen Kalender, selbst mit dem kleinsten Druck, zu füllen!



Niemand wird mehr melancholisch sein, nachdem er meine Gratissendung erhalten hat.

Gratis

Jeder Mann, der an den Folgen jugendlicher Sünden leidet oder der jetzt noch heimlichen Gewohnheiten frönt, die ihn geschwächt haben, sollte an mich schreiben. Mein wunderbares Nahrungsmittel wird alle Folgen übler Gewohnheiten überwinden und bei dem unglücklichen, trübsinnigen Manne ein Gefühl der Frische, Kraft und Gesundheit erzeugen. Viele meiner Kunden schreiben, dass sie, nachdem sie Dorema nur kurze Zeit genommen haben, sich um viele Jahre jünger fühlen und auch so aussehen. Dorema hat vielen Familien Glück bescheert, denn dadurch ist der Gatte nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit wieder zum Haupt der Familie geworden.

Ich versende auf Verlangen mein Buch nebst einer Probe Dorema in einem einfachen, versiegelten Pakete (ohne Firma) gratis. Die Zusendung erfolgt franko gegen Einsendung von 50 Pfg. = 25 Heller in Briefmarken. Strengste Diskretion zugesichert. Zuschriften sind zu richten an

Horatio Carter, Berlin SW. 858, Friedrichstr. 12.

100 schöne Briefmarken

nur von Afrika, Amerika, Asien und Australien, **keine Europa**, alle verschieden, garantiert echt, nur Mt. 1.50, 200 verschiedene Mt. 3.50 und 10 Bfg. Porto. (Cassa voraus) Sachpreisliste gratis. — Auswahl- sendungen gegen Prima-Referenzen. Höchster Rabatt.

Rudolf Keil
Briefmarken-Importeur
Gablitz a. H., Böhmen.



Schön oder häßlich.

Umsonst die vielbegehrte Broschüre **Z. 16**. Wie beseitige ich schnell und sicher Pusteln, Pickel, rote Hände, rote Nase, Sommerprossen usw. usw.? Wie erziele ich leicht und schnell vornehmen Teint, zarte Haut? Wie erhalte ich mich lange jung? Ganz vorzügliche Wirke und praktische Ratschläge. Umsonst verlangen vom Verlag **Corania**, Berlin SW. 47

Wenn Sie leidend?
so schreiben Sie an
P. Ziervas, Kalk
bei Köln a. Rh. 510

**Spezialbehandlung:
= Frauenleiden. =**

Frau B. in W. schreibt: Behen Dank! Ihr Mittel wirkte schon nach 3 Tagen. (Rückporto erbeten.)

Streng reelle und anerkannt billigste Bezugsquelle!

In mehr als 180 000 Familien eingeführt!

**Herrenanzug-
und Paletôt-
Loden u. Sport-
Damentuch-
Damenkleider-
und Blusen-**

Stoffe

Prachtvolle Auswahl erstklassiger Neuheiten!

Baumwollwaren und Aussteuer-Artikel, Hemden-
tuch, Bettzeug, Webarchent, Hemdenjaneil, Schürzenstoffe,
Paspitze, Damaste, Handtücher, Unterrodjanelle, Engl.
Tüllgardinen, Strapazierstoffe.

Reste

ausreichend für

Komplette Herren-Anzüge,
Paletôts und Hosen,
Damen-Kostüme, Blusen,
Kleiderröcke u. s. w.,

welche sich bei uns in Massen an-
gehauft haben, geben, um schnell damit zu räumen,

ganz bedeutend unter Preis!

Verlangen Sie Muster portofrei!

Wenn Sie unsere Qualitäten und Preise prüfen, werden
Sie die großen Vorteile des direkten Bezuges erkennen!

Kein Risiko! Kein Kaufzwang!

Garantie: Nichtgefallende Ware wird
umgetauscht oder der volle
Betrag zurückgezahlt.

Wir versenden jedes gewünschte Maß direkt an das Publikum.

Tuchausstellung Augsburg 82

Wimpffmeier & Cie.

Gößtes und ältestes Tuchverandhaus Deutschlands.

Der das Zitherspiel

durch Selbstunterricht erlernen will benütze die

„Ausführte Zitherschule“

mit 60 Abbild. u. Schablonen. Pr. nur 2.50 Mt. Bei-
existierende Schule welche ermöglicht, die Zither in kurzer
Zeit ohne Lehrer, spielen zu lernen.

Zahlreiche Zeugnisse. Prospekt gratis und frei.

Der lustige Zitherfreund.

Samm. leichter, gefälliger Unterhaltungsklänge f. Zither 1.50 Mt.

Zithern

10 M

12 M

15 M

u. s. w.



Salten

10 S

15 S

20 S

u. s. w.

Spezialität: Zitherbau u. Zithermuff.

Eigene Seitenspinnerci, prämiert, elektr. Betrieb.
Neueste Musikalien ca. 700 Nr.

Illust. Preisliste u. Lieberproben gratis u. fr.


Franz Seith, München, A. 28,
Augustenstraße 91.

Das Ringelhardt-Glöcknersche Wund- und Heilpflaster

ist seit 38 Jahren bekannt als das wirksamste und billigste

Volksmittel

bei äußerlichen Schäden, offenen Wunden, Brandwunden, rheu-
matischen Leiden, Geschwülsten usw., und hat vielen Tausenden
schon Heilung bei Vnderung verschafft. Wegen seiner salben-
artigen Beschaffenheit kann es ebensowohl zu einfacher Einreibung
als auch zum Auflegen mit Leinwand verwendet werden.

Schutz-  Marke.

Vorrätig in fast allen Apotheken in Schachteln zu
50 Bfg. = 70 Heller (Oesterr.) = 65 Cts. u.
25 " = 40 " = 35 "

Fabrik von

M. Ringelhardt, Leipzig-Gohlis

Wairener Strasse 23.

Der Weidbub des Steinlochhof-Buren.

Erzählung aus dem Schwarzwald von Hans Brandes.

Drunten im Land ist Pfingsten; die Straßen wimmeln von Kutschern, Radfahrern und Fußgängern. Die Eisenbahnwagen der Züge sind vollgepropft von Ausflüglern, und aus allen Wagenfenstern schaut junges, lebenslustiges Volk, schwenkt die Hüte und singt das Lied von der schönen Maienzeit, die gekommen ist, die Bäume grün, die Welt so lockend und die Herzen weit zu machen.

Es ist Pfingsten, auch auf der Biered in lustiger Bergeshöhe.

Das merkt man schon von weitem an dem merkwürdigen melodischen Klängen und Tönen.

Da oben auf der Biered wird wie alljährlich an Pfingsten der Schellenmarkt abgehalten. Das ist ein gar sonderbar Ding.

Da kommen an dem Tage die Weidbuben von Nah und Fern, von allen Bauernhöfen aus zehn, zwölf Gemarkungen. Sie kommen von Schweighausen, von Schutterthal, von Bieberach, von Elzach, vom Prechtal, von Nach, von Mühlenbach und von Hofstetten. Sie bringen die Glocken ihrer Schutzbefohlenen Tiere mit, das vom Vorjahre stammende Geläute zu verändern, einzelne Glocken umzutauschen oder zu verkaufen und sich neue einzuhandeln, damit das Geläute ein anderes wird, wie das Jahr ein anderes geworden ist.

Darein redet der Bauer nichts. Das Geläute seiner Kühe ist Sache seines Weidbuben und er läßt ihn gewähren. Freilich, manchmal ist der Bub ein ungestörter Mensch und bringt vom Tausch und vom Kauf ein Geläute heim, das gar nicht recht zusammenpaßt, da sind zu viel Grundtöne dabei, dort zu wenig Obertöne. Dann murret der Bauer doch und meint, der Bub hätte daheim bleiben sollen und das alte Geläute behalten. Der arme Kerl kann aber nichts dafür, daß er vielleicht kein Gehör hat und überhöpelt worden ist.

Wenn aber einer Geschmaç hat, dann schaut er darauf, daß sein Geläute harmonisch zusammenklingt, und jeder Bub, der den Schellenmarkt besucht, nimmt sich vor, das schönste Geläute heimzubringen, und setzt einen Stolz darein, daß ihm dies gelingt.

Hat einer dann seinen Handel abgeschlossen, setzt er sich mit seinen Kameraden in die Wirtsstube oder an einen der gezimmerten Tische vor dem Hause, bestellt sich einen Schoppen Bier und verzehrt eine Wurst oder ein Stück Käse mit großem Appetit.

Der Schellenmarkt lockt auch Fremde an, die aus Neugierde auf die Höhe hinaufsteigen. Dann wird das sonst so stille Wirtshaus belebt, und in der Stube, wo manch einer der Buben seinem Kameraden das neu eingehandelte Geläute zu Gehör bringt, gehts munter und fidel zu in allen möglichen Tönen und Tonorten. Aber wer keine allzu empfindliche Ohren hat, der belustigt sich dabei und schreitet hernach befriedigt seiner Heimat zu, nach Elzach und Haslach oder nach der Heimat des „Vetters“, der schönen Schutterstadt Lahr.

Der Markt war schon „verlaufen“; nur einige Nachzügler, die erst später entdeckt hatten, daß sie unvorsichtige Käufer gewesen, suchten den Schaden durch Tausch wieder zu verbessern. Aber dies wollte bei dem und jenem recht schwer halten.

Dort in der Herrgottscke des Wirtszimmers saß ein stiller Bub in grobteinemem Wämlein. Er hatte seine Glocken an einer Schnur um den Hals gehängt und biß zufrieden an einem großen Wecken herunter. Seine Kameraden bekümmerten sich nicht sehr um ihn, er aber schien das nicht besonders zu empfinden, denn er hatte es gar nicht vor, Barmherzigkeit mit ihnen anzufangen.

Drum als er seinen Schoppen ausgetrunken und den Wecken verzehrt hatte, stand er auf, sagte: „B'hüt Gott!“ und ging fort.

„Was ist das für einer?“ fragte sein bisheriger Nachbar neugierig.

Die Umstehenden zuckten die Achseln. Unten am Tisch aber saß einer mit roten Haaren, grauen, klozigen Augen und scharfem Gebisse. Er hatte sich gerade ein mächtiges, fast ganz in Senf eingehülltes Stück Wurst nebst einer tüchtigen Weigabe Brot in den Mund gesteckt, als die Frage gestellt wurde. Jetzt würgte er an dem Bissen hinunter, gab durch allerlei Gestochen zu verstehen, daß er Bescheid wisse und antwortete dann: „Das ist da drüben des Steinlochburin Viehbub'. Der redet nur, was er muß, und das nur, wenn er mag. Der meint, er wär' mehr als andere und g'hört doch nur einer Ledigen. Ich sag' Euch, das ist ein ganz B'sonderer!“

„Das merkt man, daß er ein B'sonderer ist.“ pflichtete dem Auskunftgeber ein anderer bei. „Sitzt da, als ob er der Graf von Flandern wär und ist doch nit mehr als wir alle andern auch, ein Weidbub', der im Sommer ein paar Groschen verdient!“

„Zawohl,“ nahm jetzt der Rote unten am Tisch wieder das Wort. „So ist's einer. Aber ich tät' nit tauschen mit ihm.“ Wenn der Sommer 'rum ist und mein Bur mich heimschickt, weiß ich, wo eine warme Cuppe für mich steht und eine warme Stube ist. Der aber weiß es nit und steckt dem Steinlochburen das ganze Jahr die Füß' unter den Tisch, denn er hat keinen Vater, und seine Mutter ist eine arme Dienstmagd aus dem Precht. Ich kenns wohl 's Annemarei. Daheim hats nur noch einen Bruder und der ist selber ein Knecht!“

Während der rothaarige Bub' so redete, hatte ein anderer einen kräftigen Schluck aus seinem Glase genommen. „Ihr sagt, der wär zu stolz, daß er was redet? 's ist nit jedermanns Charakter, immer und überall den Mund aufzutun. Vielleicht ist's dem seiner auch nit. 's gibt manche stille Leut', die nichts reden, aber mehr denken, als einer, der überall seine Weisheit anbringen will!“

„Weinst am End' mich?“ fragte der Rote und seine großen Augen funkelten.

„Ich mein', wen ich mein'. Mein Vater sagt: Wenn einer keinen Vater hat, so ist er ein armer Bub', und man sollt' ihn nit verachten und böß von ihm reden. Jetzt geh' ich heim. Gehst mit, Heir'r?“

Der Gefragte nickte, trank sein Bier aus und die zwei erhoben sich zum Ausbruch.

Nach und nach taten das die meisten der Weidbuben. Sie hingen sich das Gelächter um Hals und Schultern, zerstreuten sich draußen in alle Winde und schritten ihren Dienststellen zu.

Nur einige von ihnen mit halbreifen Ideen im Kopfe blieben sitzen und ließen sich immer noch einen Schoppen geben, bis der Wirt meinte, jetzt sei's genug für Buben, und der Heimweg läge auch noch vor ihnen. Da mußten sie sich denn forttröhlen und sie taten dies mit erhitzten Gesichtern, singend und johlend, wenn auch die Füße nicht immer Stenpunkt behaupten konnten.

Jetzt sank aber die Sonne schon stark dem blauen Vogesenraume zu, einen jugendlichen Lenztage zu endigen, und aus den Dächern der Bauerngehöfte drang schon der Rauch des Herdfeuers, das den Insassen die Abendsuppe wärmen sollte.

Der Weidbub des Steinlochburen schritt, währenddem seine Genossen so über ihn und seine Verhältnisse zu Gericht saßen, über Bergrücken und Talmulden dahin dem kleinen Tälchen zu, in dem das Gehöft des Steinlochburen liegt.

Eigene Gedanken belebten da auf dem weiten Weg das junge Gehirn des Knaben.

Eigene Gedanken, ja, aber nicht so sonnig und froh, wie die Strahlen des Tagesgestirns, die das junge, wandernde Menschenkind umglühten, nicht so heiter und sorglos wie die Schmetterlinge, die da von Blume zu Blume flogen und den Lenzesregen genossen.

So etwas frühreifem lag in den Zügen des Knaben, und diese durch eigenartige Verhältnisse, durch den im frühesten Kindesalter notwendigen Aufenthalt bei fremden Leuten erzeugte Frühreife spiegelte sich auch in seinen Gedanken wieder.

Er hatte keinen Vater, der Junge. Schon als er noch drüben im Prechtale in die Schule gegangen war, riefen ihm die Kameraden nach, wenn sie ihn ärgern wollten: „Eh, Jakoble, Tu hast ja keinen Vater!“ Und das ärgerte ihn nicht nur, das tat ihm auch weh. Dann ging er still heim, wo eben gerade seine Heimat war, bei der Wittib, die ihn um des mageren Kostgeldes willen hielt und daran noch etwas verdienen wollte, oder bei jenem Bauern, der dem armen Jungen um Gottes Willen und der geringen Hausarbeit wegen Unterschlupf und Essen gab. Und jedesmal legte er hernach seine Bücher in die Ecke, schlich sich hinter das Haus in einen Winkel und weinte. Warum hatte er keinen Vater? Was mußte er tun, um einen zu bekommen?

Dann hatte ihn der Steinlochbur in den Dienst genommen, als er in die oberen Schuljahre gekommen und stark genug geworden war, um im Sommer das Vieh auf die Weide zu treiben, im Winter die Ställe zu reinigen.

Jetzt mußte er eine sogenannten Hirten Schule besuchen, in welcher des Sommers der Unterricht schon um 5 Uhr beginnt, um möglichst früh geschlossen werden zu können, weil die Buben der weit umher zerstreut liegenden Gehöfte das Vieh austreiben müssen und erst spät abends wieder nach Hause kommen. Das, was der Jakoble in der Schule lernte, war gleich Null, obwohl der Lehrer sagte, er sei der talentvollste Schüler der ganzen Klasse. Aber im Steinlochof war der Bub leger im Schlafengehen und erster aus den Federn. Da mußte noch allerhand gearbeitet werden, bevor er den nahezu einständigen Weg nach dem Schulorte antreten konnte. Man kann sich wohl denken, daß unter solchen Umständen der Jakoble schlief, wo es irgendwie anging, wenn auch seine Augen auf das Buch gerichtet waren, oder die Finger die Feder fühlten. Nur wenn's an's Singen ging, da wachte der Bub aus seiner Gleichgültigkeit auf, ohne daß ihm der Stock des Lehrers dazu verholten hätte. Dann nahm er alle Energie zusammen, die sonst matten Züge belebten sich, und die Augen glänzten.

So wuchs der Jakoble auf, ohne sich für sein späteres Fortkommen diejenigen Kenntnisse erworben zu haben, die heutzutage nötig sind, wenn einer vorwärtskommen will ohne Vermittel und nicht das bleiben was er schon ist, also der Jakoble ein Viehnecht.

Manche Leute meinen zwar, es wäre gut so, wenn der Mensch zufrieden ist mit dem Blase, auf den ihn andere stellen und nicht vorwärts strebt. Ich aber meine das nicht und habe dazu die verschiedensten Gründe. Freilich, wenn einer das Zeug hat zu einem Viehnecht, soll er es bleiben, und er wird es auch. Aber der Jakoble hatte das Zeug nicht dazu.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken war der Weidbub im Steinlochhof angekommen.

Schon von weitem hörte er die scheltende Stimme der Bäuerin, welche ihre Magd auszankte, weil diese, ein blutjunges Ding, sich beim Melken ungeschickt benommen, so daß ihr eine Kuh den Melkeimer umgeworfen hatte.

Jakoble zuckte zusammen, als er das Schelten hörte, denn vor der Büre hatte er mehr Respekt als vor dem Buren, und von dieser bekam er auch mehr Prügel und mehr Schimpfnamen, oft übergenug im Tage.

An der Gartenhecke, die in zarten Trieben zu grünen begann, saß des Steinlochburen ältestes Kind, das Bärbele, ein Mädchen von 12 Jahren mit gefunden Gliedern, blauen Augen und zwei blonden Zöpfchen im Nacken.

Das Bärbele lernte seine Biblische Geschichte auswendig und murmelte dabei halbblaut vor sich hin.

Den näherkommenden Jakoble kündete schon sein umgehängtes Geläute an. Das Bärbele hörte es und hüpfte, die Bibel in der Hand, dem Weidbuben lustig entgegen. „Hast ein schönes G'läut, Jakoble?“

Ein Zug von lichter Freude ging über des Burschen Gesicht. „Sollst es hören, Bärbele. Los!“

Er nahm seine Glocken vom Rücken, ordnete sie, daß jede einzeln hing und sich keine an der andern stieß, dann fing er an zu schellen, urplötzlich stark, hernach übergehend leiser und leiser, darauf wieder anschwellend zum vollen Geläute. Es lag wirklich Musik drin in dem harmonischen Zusammenklänge, kein Ton zu hoch, keiner zu niedrig, auch keiner zu stark und keiner zu lind, auch keiner zu stark und keiner zu lind. Und wenn der Jakoble läutete, da schien's, als bekäme das rohe, unedle Metall der Glocken einen edleren Ton. Da verzog sich des Burschen Mund zu einem breiten, wohlgefälligen Lächeln und seine dunklen Augen leuchteten.

Bärbele nahm das Buch unter den Arm und klatscht von Freude in beide Hände. „Wie nett das ist, Jakoble. Viel schöner als's lekte. Wie wird der Bleß die Ohren stellen. Selt, die Groß' da ist für den Bleß? Und die? Für den Grausched, Selt?“

„Ja, hast's grad verrotzen, für den Grausched!“

Und nach einer kleinen Weile fügt er hinzu: „Sag, Bärbele, freut Dich das G'läut?“

Das Mädchen sah ihn mit den blauen, strahlenden Augen an: „Es freut mich Jakoble. Und morgen kriegst was dafür!“

Der Bursche lächelte: „Wenn mich nur alle Menschen so gut leiden könnten wie Du Bärbele!“

„Ja, Jakoble, ich mag Dich schon leiden. Und alle Leut' sollen Dich leiden können, bist ja so brav und kannst so schön geigeln. Und gewiß mögen Dich alle Leut bei uns und . . .“

Sie redete nicht weiter, die Kleine, denn sie mochte sich erinnert haben, daß gerade im Hof nicht alle Leute dem Jakoble gewogen waren. Beim Vater da gings noch. Der nannte den Burschen höchstens einmal einen Faulenzer oder einen Galgenstrick. Aber die Mutter? Wo sie seiner ansichtig wurde, schimpfte sie auf ihn und gab



„Sollst es hören, Bärbele. Los!“

ihm Rippenstöße und drohte, ihm das Mittagessen oder das Abendbrot zu entziehen, wenn er nicht fleißiger werde und sich immer von der und jener Arbeit drücken wolle. Und gar wenn an Sonntag Abenden der Jakoble seine Geige holte und auf der Bodenkammer zu spielen anfing, da ging's erst los: „Er muß mir aus dem Haus, der Tropf. Es wird später doch nur ein Schnurrant aus ihm. So einen, der nit schaffen mag, will ich nit großziehen!“

Das ging dem Bärbele jetzt im Kopfe herum, und es schwieg davon, daß alle Menschen den Jakoble leiden mögen. Aber die Augen des Kindes waren so voll Mitleid und so voll Wohlwollen auf den Buben gerichtet, daß dieser freundlich lächelte und dem Bärbele zunichte so glücklich wie er es nur tun konnte, wenn das Mädchen um ihn war und ihn anschaute.

„Was geben willst mir, Bärbele? Was denn?“

„Ich weiß noch nit. Ich will mich erst b'sinnen. Aber sicher kriegst was!“

Das Geläute hatte auch die drei andern Kinder des Steinlochburenehepaares angelockt. Sie kamen herbeigesprungen. „Der Jakoble hat ein neues Geläut!“ Und der Bub mußte die Schellen wieder rütteln, daß sie zusammenklangen.

Jetzt trat die Bäuerin unter die Türe. Kommt endlich! Hast lang g'nug braucht. Laß mal sehen!

Das Jakoble zuckte zusammen und über sein Gesicht ging ein herber Zug, ein Gemisch von Traurigkeit und in sich verschlossenem Troze. Aber folgsam trollte er sich zur Bäuerin hin und wies ihr seine Glocken. Die Frau verstand vielleicht nichts davon, ob ein Geläute zusammenstimme oder nicht, aber sie merkte, daß der Bub eine Freude daran hatte, und weil sie ihn nicht leiden konnte, regte sich in ihr die Lust, ihm die Freude etwas zu vergällen. Darum hatte sie dies und jenes auszusagen, diese Glocke wäre zu groß für den Bleß, jene zu hellklingend für den Grausheck, an einer dritten sei der Klöppel schadhast und derlei Dinge mehr.

Der Weidbub sagte kein Wort. Er trug seine Glocken in sein ärmliches Schlafkammerlein hinauf und legte sie still in eine Ecke. Dann sah er eine Weile vor sich hin und ein schmerzliches Zucken umhüschte den Mund und nach einer Weile lief eine große Träne über seine Wange. Aber schon rief die Bäuerin zur Arbeit. Denn der Steinlochbur war im Wirtshaus drunten, der Knecht aber, vom Elztal drüben gebürtig, war in seine Heimat gegangen über die beiden Feiertage. Da gabs also für den Jakoble im Stalle genug zu tun.

Als alle Arbeit verrichtet war, ging der Weidbub in sein Stübchen, holte aus einer kleinen Truhe die alte Geige heroor mit den geknüpften Saiten und fing an zu spielen, ganz leise, denn er fürchtete, die Bäuerin könne heraufkommen, ihn auszanken oder am Ende gar die Geige ihm um den Kopf herumschlagen, was schon mehr als einmal geschehen war.

Was der Jakoble spielte, waren keine Etüden von Tschailowsky, auch keine Violin-Konzerte klassischer Meister, denn Unterricht im Geigenspiel hatte der Bub natürlich nie genossen. Aber drüben im Pech hatte ein alter, blinder Mann gelebt, der in seinen jüngeren Jahren bald in Gesellschaft anderer Musikanten, bald allein durch den Schwarzwald gezogen war, die Leute gegen ein kleines Almosen mit seiner Musik zu erfreuen. Später spielte er bei den Hochzeiten der Umgebung auf, indem er von Tisch zu Tisch wanderte, den Gästen eines vortrugte und dann seine Hand ausstreckte, um die klingenden Spenden seiner Hörer in Empfang zu nehmen. Aber mit dem zunehmenden Alter schwand sein musikalisches Können, er spielte zuletzt stundenlang um einen einzigen Schnaps, falls man ihm nicht zeitig genug einen zweiten versprach, wenn er seine Krakerie gleich einstelle. Wo sich der blinde Cassian hören ließ, da war auch bald eine Anzahl Dorfkinder versammelt. Aber die Rangen kamen nicht, um sich an der Musik zu erfreuen, nein, sie ergözten sich an den Grimassen, die der blinde Geiger unbewußt zu seinem Violinspiele schnitt.

Der Jakoble, ein großer Musikfreund, war beim alten Cassian häufig Gast. Die zwei pasteten zusammen und fühlten sich auch zu einander hingezogen, der alte Blinde, welcher der Gemeinde zur Last sein mußte, weil ihn in seiner Jugend ein kurzsichtiger Vater nichts hatte lernen lassen als ein wenig geigen, und der uneheliche Knabe, um den sich niemand recht bekümmerte. Wie nun die Freundschaft weit genug gediehen war, bat der Knabe, daß ihm der Alte die Kunst des Geigenspiels beibringe. Aber ehe dies geschehen konnte, wurde der Blinde von dieser Zeitlichkeit abgerufen. Nach seinem Tode nahm der Jakoble die Geige an sich und niemand macht ihm den Besitz des Instruments streitig. So war der Bub zu einer Violine gekommen und übte sich jetzt darauf, wenn er nur eine Minute frei hatte.

Also in der klassischen Musik und den Kunstgriffen eines Virtuosen war der Jakoble nicht daheim.

Und doch konnte er geigen. Wer den Spieler hörte, wie er dem vernachlässigten, zersprungenen Instrumente, dessen Saiten oft drei und viermal zusammengeknüpft waren, Töne entlockte, der mußte sich sagen, daß eine musikempfängliche Seele in dem Jungen steckte, und daß es nur einer regelrechten Ausbildung bedürfe, um aus ihm einen tüchtigen Geiger zu machen.

Aber statt dessen schalt ihn die Bäuerin auf dem Steinlochhof, wenn er die Violine hervorzog, und mehr als einmal drohte sie ihm, den „kaiwe Kraglachte“ in den Ofen zu werfen, wenn er mit seinem „G'jammer“ nicht aufhöre; denn der Jakoble spielte selten heitere Melodien, sondern war mehr zu melancholischen Weisen geneigt. Nur, wenn einmal das Bärberle in die Kammer kam, den jüngsten Bruder an der Hand führen, und ihn hat, auch einmal etwas Lustiges zu spielen, dann willfahrte er gerne ihrem Wunsche, dann mußte die alte Geige aufsuchen, wie sie es selbst in den Blütejahren des Cassian nicht getan hatte, wenn dieser an den Hochzeiten und Kirchweihen zum Tanze aufspielte und die Wärme jungblütiger Mädchengesichter an dem Geiger vorüberzog.

Sonst aber, wie jetzt wieder am Pfingstabend, phantasierte der Weidbub ganz leise auf seinem Instrument, denn die Bäuerin war heute besonders schlecht aufgelegt, was immer der Fall zu sein pflegte, wenn der Bauer zu lange im Wirtshause saß.

Sie schien aber nichts zu hören, denn drunten blieb alles ruhig, und lange fidelte der Bursche seine Gefühle in die milde Frühlingsluft hinaus. Dann kroch er in sein Bett. Mit der Frage: „Was wird mir 's Bärbele morgen geben?“ schlief er ein.

Und das kleine blauäugige Mädchen hat sein Versprechen gehalten.

Hätte aber die Mutter gewußt, daß ihr ältestes Kind das erbetene Butterbrot dem Weidbuben schenken würde, so wäre das Stück sicherlich weniger groß und die Butterauflage weniger dick angefallen.

2.

Die Annemarei, des Jakoble Mutter, diente zu Seelbach drunten als Magd bei einem reichen Bauern.

Jetzt, seit der Bub beim Steinlochburen war, hatte ihm dieser immer einmal im Sommer freigegeben, damit er seine Mutter besuchen konnte, an einem Sonntage natürlich. Am Stephans-tage kam dann die Annemarei auf den Steinlochhof heraus, wenn der mehrstündige Weg nicht

verschneit war, um dem Jakoble ein kleines Christkindle zu bringen und geduldig und ergeben die vielen Klagen und Beschwerden anzuhören, welche des Steinlochburen Weib gegen den Jungen vorzubringen hatte.

Es war wieder Sommer geworden, und die Reihe war an Jakoble, ein Wiedersehen zwischen der Mutter und ihm zu bewerkstelligen.

Da sagte an einem Samstag der Steinlochburen: „Bub, morgen kannst schauen, wie's Deiner Mutter geht z' Seelbach drunten. Gehst aber zeitig fort, daß Du noch ins Amt kommst drunten und eh's nächtigt, bist mir wieder daheim!“

Der Jakoble sagte nichts; er nickte nur mit dem Kopfe und tat seine Arbeit weiter.

Aber die Erlaubnis des Bauern brachte in das Alltägliche seines Weidbubendaseins doch so viel Abwechslung, daß er in der Nacht ganz unruhig schlief. Schon als der Hahn den ersten Morgenruf tat, schreckte der Jakoble aus dem Schlummer auf und meinte, er sei verschlafen, und doch war es noch stockfinstere Nacht. So gings dann weiter, bis im Osten ein rötlicher Schein das Nahen der Sonne ankündigte und die Zeit zum Aufstehen gekommen war.

Ein Stück Brot in der Tasche und ein Stück Speck dazu als Wegzehrung, so schritt der Jakoble bald darauf den Talweg hinab. Eben lugte die Sonne über die Bergzipsel und küßte mit goldgelbem Mund die Baumkronen des Tannenwaldes, der wenige Schritte vom Gehöfte weg das Gehänge des Tälchens einsäumt. Eine Gasmücke sang im Buschwerk ihr Morgenlied, und ein Reh trat eben auf den Weg, mit großen Augen verwundert den frühen Wanderer anschauend, bis es mit langen Sägen im Walde verschwand, nachdem ihm der Bursche auf kaum mehr als ein Duzend Meter nahe gekommen war. Am Wegsaume und am Raine des Waldes glitzerte es und blinkte in Farben und tausend funkelnden Strahlen aus jedem Tauperlchen, das auf dem schwanken Grashalme sich wiegte, unschuldsvollen, lächelnden Kinderaugen gleich, wenn sie in die Blicke der Mutter schauen.

Der Jakoble aber schritt weiter; für ihn war das alles nichts neues mehr. Er war es gewohnt, die Natur von einem anderen Standpunkte aus zu betrachten, als vom poetischen.

Vor allen Dingen interessierte ihn das Stück Brot in der Tasche und der Speck. Denn ein Bursche von fünfzehn Jahren hat allzeit Appetit, und obwohl er sich vorgenommen hatte, die Wegzehrung erst ihrer Bestimmung entgegenzuführen, wenn er halbwegs Seelbach gekommen sei,

kunsperte er doch jetzt schon an dem Brot herum und schnitt sich dazu Riemen um Riemen von der Speckscheibe herunter, bis — er war noch nicht viel über eine halbe Stunde von daheim weg — das ganze Frühstück aufgezehrt war.

Der Hof, auf welchem die Mutter diente, lag ziemlich weit hinten im Ritschental, einem zerstreut gebauten Nebenort der Gemeinde Seelbach, Amt Lahr. Der Jakoble kannte den Weg schon von den Vorjahren her und brauchte nicht zu fragen.

Es war 8 Uhr, als der Bursche auf den Hof kam. Die Buben des Bauern standen neben dem Hause und schauten einem Füllen zu, das dort im Hofe neben dem laufenden Brunnen seine lustigen Sprünge machte und hinten hinaus schlug, wenn die Buben lachten, als ob ein vermeintlicher Feind da sei, den das muntere Tierchen tapfer abwehren müsse.

Der Jakoble sah das von weitem schon und beschleunigte seine Schritte, denn daheim auf dem Steinlochhof hatten sie keine Pferde, sondern zur Feldbestellung vier Ochsen und Pferde sah der arme Weidbub lieber als Ochsen.

Einer von den Buben sah den herankommenden Jungen und erkannte ihn. Er lief zur Haustüre und rief mit lauter Stimme: „Annemarei! Wo ist d'Annemarei? Der Jakoble kommt!“

Dann umringten sie alle den Burschen: „Grüß Dich Gott, Jakoble! Willst Du zu der Annemarei. Gehst heut' wieder mit in d' Kirch? Wo hast Deine Geig? Weißt nit mehr, daß Du g'sagt hast, wenn Du wieder kämst, brächtest Deine Geig mit?“

So umtönten den Angekommenen die mannigfaltigsten Fragen; er beantwortete aber keine einzige davon, sondern verzog nur das Gesicht zu einem glücklichen Lächeln, weil ihm das Interesse der Buben an seiner Person und seiner Geige wohl tat.

Dabei reichte er jedem die Hand und sagte: „Grüß Dich Gott, Peter! Grüß Dich Gott, Sepple! Gelt, Du bist der Sepple? Grüß Dich Gott Frieder!“

Im Triumph wurde der Jakoble dann in die Stube geführt, und der Sepple ging auf die Bühne hinauf, wo die Annemarei etwas zu hantieren hatte, ihr die Ankunft des Sohnes zu melden, wenn sie sein Rufen nicht gehört hatte.

In der Stube war der Bur eben daran, sich zur Feier des Sonntags zu rasieren. Er hielt sich mit der Linken einen kleinen Wandspiegel vor das Gesicht und strich sich mit dem Bartmesser kunstgerecht um das stoppelige Kinn herum, daß es kratzte, als ob einer draußen auf dem Acker mit der Sense recht ausgereiften Roggen

schnitte. Der Jakoble wußte vom Steinlochburen her, daß das Rasieren ein gefährlich Geschäft sei, und daheim durften die Kinder kein Sterbenswörtlein reden, wenn der Vater dieser Beschäftigung oblag. Das schien aber hier nicht der Fall zu sein, denn die drei Buben riefen durcheinander: „Vater, der Jakoble ist da!“

Trotzdem blieb der Jakoble an der Tür stehen und leistete der Aufforderung des Kleeblattes, sich auf die Bank am großen Eichenische zu setzen, keine Folge, bis der Bur mit dem Rasieren fertig war, und ihn anwies Platz zu nehmen.

Dann kam die Annemarei, eine kräftige Frauengestalt mit groben Zügen. Sie trocknete die krebsroten Finger an der Schürze ab und streckte dem Buben die Hand hin. „Bist da Jakoble? 's ist schon recht. Bist g'sund und brav?“

„Grüß Gott!“ sagte der Bursche schlicht. Er sagte das Wort „Mutter“ nicht. Die Leute redeten wohl so von der Annemarei als seiner Mutter, aber er hatte dieses Wort nie ausgesprochen gelernt; von dem innigen Zauber, den es in sich schließt für den, der von treuer Kindesliebe befeelt ist, hatte der Jakoble keine Ahnung. Hernach sagte er: „G'sund bin ich schon, ja!“ Und wenn der Bur nicht daneben gestanden wäre und die Buben, so hätte der Junge hinzugesetzt: „Hunger hab ich auch alle Zeit!“

Aber es bedurfte dieses Hinweises gar nicht, denn schon kam die Märe herein, eine große Tasse Kaffee tragend, die sie auf den Tisch stellte. „Der Jakoble is da, hab' ich g'hört! Bist Hunger haben, Bub! Da, laß Dirs schmecken!“ So redend nahm sie aus d.r großen Schublade des Tisches einen mächtigen Laib Schwarzbrot und schnitt dem Burschen ein gehöriges Stück ab.

Der Jakoble ließ sich schmecken. Während er aß, sagte der Bauer: „So Buben, macht Euch fertig, und wenn der Jakoble seinen Kaffee getrunken hat, geht ihr alle mit einander in die Kirch. Und daß sich keiner unterzieht, zu schwätzen!“

Die Buben versprachen brav zu sein, dann nahmen sie den Weidbuben vom Steinlochhof in die Mitte und trollten mit ihm das Tal hinab, der Kirche zu, wo eben die Glocken in feierlichem Klange zum Dienste des Herrn riefen.

Der Jakoble lauschte in der Kirche mit ganzer Andacht der Orgel und dem Gesange. Da wurden seine Augen groß, der sonst lässige Gesichtsausdruck nahm Spannung an und der Atem ging schneller. Mehr als einmal wandte er seine Blicke mit flehendem Ausdruck vor zum Altare und bat in der Tiefe seines Herzens: „O Gott, laß mich auch so schön Musik machen können!“

Nach dem Gottesdienst gings wieder heim ins schöne Litschental hinein.

Die Annemarei hatte schon den Tisch gedeckt, auch ein Teller für den Jaköble war dabei und kaum hatte der Bur, der drunten im Wirtshaus neben der Kirche noch ein Viertel Alten getrunken und über Politik, Heu-, Roggenernte und Viehpreise geredet, die Stube betreten, da wurde die dampfende Schüssel aufgetragen, die Familie und das gesamte Gefinde stellte sich zum Beten auf, dann setzte sich der Bur an seinen Platz, die Büre füllte in jeden der aufgestellten Teller Suppe ein und die Mahlzeit begann.

Nudeln gabs hernach mit schön gelbgerösteten Bratwürsteln darauf u. Sauerfleisch dazu. Das war ein Fest für den Jaköble, denn Sauerfleisch und Nudeln aß er für sein Leben gern. Die Fleischstücke waren gar nicht so klein, die da in der duftenden braunen Sauce herumschwammen; nämlich im Litschental hatte eine Noterschlagung stattfinden müssen, wobei jeder Bauer verpflichtet nach seinem Vermögen im Viehstande Fleisch zu holen.

Als der Weidbub seine erste Ausgabe verzehrt hatte, legte ihm der Bur noch ein großes Stück Fleisch auf den Teller, dazu Nudeln einen ganzen Berg und darüber einige Böffel der wohlriechenden Sauce. Der also Bedachte sah auf die Fülle des duftenden Gerichtes und sah hernach auf den wohlmeinenden Spender. Durch Worte dankte er nicht, aber sein Blick war Dank genug.

Das war dem Jaköble droben auf dem Steinlochhof noch nicht passiert, daß man ihn so wohl bedachte, im Gegenteil, mehr als einmal war er schon vom Tische weggetreten mit wehmütigem Blicke auf die Ueberreste die ihm niemand angeboten hatte. Frum ließ er sich es jetzt auch schmecken wie noch nie, und er merkte garnicht wie die Buben heimlich lachten, weil er so einhiel.

Nach dem Essen gings in den Garten, wo ein Baum mit Kirschen stand, für die auch die Herren Spazier schon Liebhaber geworden waren. Der Jaköble durfte auf den Baum klettern, und das war Nachkirchweih für ihn.

Als aber Küchen- und Stallarbeit verrichtet waren, kam die Annemarei im Sonntagsputz aus dem Hause und rief ihrem Vaben zu: „Komm, Jaköble, jetzt gehst mit!“ Darnach schritten Mutter und Sohn das Talsträßchen hinauf zu einem kleinen Kapellschen, wo die weibliche Bewohnerin des Litschentales allsonntäglich nach der Mittagszeit einen Rosenkranz betete.

Manch eine Frauensperson unter den Beterinnen schaute sich nach den Zweien um und stieß auch wohl die Nachbarin an: „Du, Vase, ist das der Annemarei ihr Bub? Der sieht ihr nit gleich, könnt's nit sagen!“

Mutter und Sohn schienen auch gar nichts Aeußerliches mit einander gemein zu haben. Annemarei war groß, starkknochig und muskulös, also, was Aeußeres und Leistungsfähigkeit angeht, zu einer Bauernmagd wie geschaffen, der Jaköble dagegen hatte eine Gestalt, die man schwächling nennen konnte, auch wichen seine bleichen Züge mit den grauen, düsteren Augen sehr auffällig von der Gesichtsbildung seiner Mutter ab.

Was also das Aeußere betraf, hatte ihm die Mutter anscheinend nichts mitgegeben, das war wohl eine Gabe des Vaters. — Des Vaters! Annemarei dachte im Gebete daran. Wo mochte dieser Vater jetzt sein? Weilte er noch unter den Lebenden oder deckte ihn schon die kühle Erde? Würde er im ersteren Falle wohl einmal kommen, um nach seinem Kinde zu sehen, um für dieses zu sorgen, daß es später ein besseres Fortkommen fände, wie zur zeit als Weidbub?

Dann als das Beten beendet war gingen sie wieder heim.



„Bist da, Jaköble?“ — „Ist schon recht.“ —

Unterwegs sagte der Jakoble: „Ich hätt' eine Bitt', wenn ichs Euch sagen dürft!“

„So eine Bitt' hast? Freilich darfst es sag n!“

„Ich möcht nimmer Weidbub bleiben. Ich möcht was Rechtes lernen!“

Die Annemarei blieb stehen. „Ja, Bub, daran hab ich auch schon gedacht. 's ist wahr, Weidbub sollst nit bleiben, bist ja jekt schon fünfzehn Jahr alt. Wenn ich Geld hätt', wie's nötig wär, tät ich Dich zu einem Schneider oder Schuhmacher in die Lehr!“

„Nein, ein Schneider mag ich nit werden und ein Schuhmacher auch nit, erst recht nit!“

„So? Ja, was möchtest denn werden, Bub?“ fragte die Annemarei halb ärgerlich, halb neugierig.

„Einer, der Musil machen kann!“ gab er bestimmt, fast trotzig zur Antwort.

„Einer, der Musil machen kann? Ja, was für Musil meinst denn, Bub? Von Musilmachen kann man nit leben, höchstens wenn einer mit den böhmischen Schnurranten von Dorf zu Dorf zieht und um ein Kupferstück ein Stück aufspielt. Aber so einer sollst nit werden, Bub, und ein Lehrer, der in der Kirch auf der Orgel Musil macht, kannst nit werden, das kostet zu viel Geld!“

„Dann will ich halt ein Weidbub bleiben!“

Er sagte dies ohne Groll. Seine Stimme klang jekt weich, aber aus ihr zitterte die Wehmut über ein aufgegebenes Glück das sich das junge Herz vielleicht noch gar nicht recht ausgemalt hatte.

Dies ging ihr na e. „Bub, hör! Ich weiß schon, daß Dir's droben auf dem Steinlochhof nimmer g'fällt, daß Dich die Bä're droben nit leiden mag und daß Du mehr essen könntest, als sie Dir gibt. Drum sollst weg vom Steinlochhof. Ich will mit meinem Bur reden, vielleicht weiß der was, und am End' find't sich einer der Dich in d' Lehr nimmt. Dann kannst Schmied oder Schreiner werden, oder ein Bäcker wenn kein Schuhmacher werden willst! Daß Dich der alt' Cassian auch auf's Geigen hat bringen müssen!“

„Ich bin ihm recht dankbar drum! S freut mich!“ sagte er, den Kopf gesenkt.

Mutter und Sohn schwiegen jekt darüber. Still wanderten Sie nebeneinander her.

Dahem tischte die Pauerin noch ein Vesperbrot auf, dazu gabs guten Most. Als das verzehrt war, brachte die Annemarei ein zusammengebundenes Tüchlein herein, in das sie dem Jakoble allerhand eingepackt hatte, Schwären, ein paar neue Socken und ein flannelenes Hemd. So ausgerüstet nahm der Weidbub seinen Stecken in die Hand und nahm Abschied!

„Bleib brav, Bub!“ sagte seine Mutter. „Und ich will sehen, daß man Dich auf Martini an einen andern Platz bringt, wo Du auch was lernen kannst. Mußt aber Deinem Bauern nichts davon sagen, daß Du fort von seinem Hof möchtest.“

„Ich sag kein Wort. Aber das mein ich, wenn ich an' der neuen Stell' nit geigen darf, oder sonst Musil machen, so will ich lieber gar nit vom Steinlochhofburen. Also, b'hüt Euch Gott miteinander!“

Dann ging er fort. Der Peter, der Sepple und der Fried'r begleiteten ihn eine Strecke weit. Als Sie umgekehrt waren, schritt der Jakoble tapfer darauf los, sein Bündel am Arme und mit dem Stecken stöckend, denn noch ein weiter Weg lag vor ihm bis er droben auf der einsamen Höhe den Steinlochhofen vor sich liegen hatte. Die Turmuhr zu Seelbach schlug eben 5 Uhr.

Im Dorfe tönte ihm aus den Wirtshäusern Gesang entgegen, und die Mädchen in ihren hängenden Böpfen lustwandelten auf der Straße, allerhand heitere Lieder singend. Dem Weidbuben ward er eigentümlich zu Mute. Wie mußten diese Menschen ein ganz anderes, ein schöneres Leben führen als er da oben auf seiner einsamen Höhe. Lust und Fröhlichkeit konnten da unten ihr Szepter schwingen, dort in der Umgebung des Steinlochhofes vernahm man nichts, als das einförmige Gebimmel der Kubglocken, das Knallen des Knechtes, wenn er mit seinen Ochsen in den Wald oder aufs Feld fuhr, und die zankende Stimme der Bäurin. Unwillkürlich verlangsamte der Bur sche da seine Schritte, als zöge es ihn, da unten zu bleiben in dem sonnenschönen Tale, und gar nicht mehr hinaufzusteigen auf die windige Höhe.

Doch wie er aus der Umgebung der Häuser gekommen war und gemerkt hatte, daß er nicht im Wälderschnitt vorwärts gehe, da gab er sich einen Ruck, und mit den weitausgreifenden Schritten kamen auch andere Gedanken.

War's nicht dann und wann doch schön auf seiner Höhe, fühlte er nicht immer etwas wie Befriedigung in seiner Brust, wenn der weite blaue Himmel über ihm trönd, er inmitten seiner Herde saß und die Blicke weit hinab-schweifen lassen konnte in die schöne Ebene des Rheines, die Höhen ringsum, die alle den stolzen Hühnersedel umgaben, als wären sie seine Diener und Vasallen? Oder wenn es ihm gelungen war, seine Geige mit hinaus auf die Weidhöhe zu schmuggeln und er seine Weisen spielen konnte, Töne seiner empfindsamen sprechenden

Seele, war das nicht auch schön? Und wenn er dann mit seiner Herde heimfahrend, von dem blondgezöpften Bärbele begrüßt wurde, erweckte das nicht auch ganz besondere, frohe Gefühle in seiner Brust, die er da unten im Tale wohl entbehren müßte?

Wie so seine Gedanken an Bärbele gekommen waren, dachte er darüber nach, ob er dem Mädchen nicht etwas mitbringen möchte. Er erinnerte sich, drunten im Dorf einen Bäckerladen gesehen zu haben, in dessen Fenster allerlei hohe Glasbüchsen mit farbigen Zuckertügelchen zum Verkaufe ausgestellt waren. Hätte es dem gut-herzigen Kinde keine Freude bereitet, wenn er für einige Pfennige davon gekauft und dem Bärbele geschenkt haben würde? Sein Geldbesitz bestand freilich selbst nur in wenigen Nickelstücken, die er so gelegentlich erhalten, wenn der Metzger ein Stück Vieh geholt, aber für Bärbele hätte er gern seine ganze Barschaft hingegeben.

Doch — leider! Jetzt war es zu spät. Ein Gefühl des Bedauerns darüber stieg in ihm auf und wäre die Zeitverschwendung darüber nicht zu groß gewesen, daß er hätte fürchten müssen, erst zur Nachtzeit heimzukommen, so wäre er wohl umgekehrt, das Versäumte nachzuholen.

Da führte ihn sein Weg an einem kleinen, schmucken Häuschen vorbei, umgeben von einem wohlgepflegten Garten mit blühenden Rosen, Reseden und blauen Glodenblumen. Auf der Bank saßen Mutter und Großmutter, in den Wegen des Gartens erging sich eine stattliche Jungfrau von etwa 20 Jahren, den Duft der Blumen kostend und ein munteres Liedchen trällernd.

Der Jatzöble dachte: „Wenn ich nur so eine schöne Blume hätte!“ Er ging ganz nahe am einfachen Gartenzaun vorbei und sagte: „Grüß Gott auf den Abend!“ Dabei mußte ihm jeder

ansetzen, daß ihm das Stehenbleiben näher war als das Weitergehen.

„Guten Abend!“ antworteten Mutter und Tochter; die Greisin aber sagte: „Dank für den Gruß!“

Weil der Jatzöble so zutraulich herschaute, fragte ihn die Mutter! „Wohin willst denn noch Bub?“

„Auf den Steinlochhof muß ich noch, wo ich Weibbub bin!“

„Da hast aber noch weit, zwei Stunden, he? Komm auch gut heim!“

„Dank! Will's hoffen!“

Der Jatzöble war schon weitergegangen, weil ihn niemand hatte heißen stehen bleiben. Jetzt aber kam er zögernd zurück und mit etwas zaghafter Stimme bat er:

„Sagt, könnt' ich nit so eine schöne Blum bekommen?“

Das Mädchen lächelte daß die rostigen Wangen Grübchen bekamen.

„Eine Blum' willst? So eine? — Warum denn?“

Der Bursche ward verlegen und schaute auf sein rotes Bündel. „Weil — weil wir auf dem Steinlochhof keine so schönen Blumen haben. Wir haben überhaupt keine Blumen, als die welche auf der Weid und im Wald wachsen.“

„So? Dann sollst eine haben, die schönst! Stell' sie auch ins

Wasser, wennst heim kommst!“ Und das Mädchen schnitt ihm eine halberblüte Rose ab, die der Jatzöble über den Zaun hinweg mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!“ in Empfang nahm.

Dann ging er weiter. Wo er ein Brunnlein oder ein murrelndes Bächlein traf, hielt er die Knospe ins kühle Wasser, daß sie ihm ja frisch bleiben möge. Und wenn er den würzigen Duft der Rose einsog, sprach er so für sich: „Das wirds freuen, 's Bärbe!“

Als der Jatzöble, der an diesem Tage wohl 10 Stunden gegangen war, nach dem Hof kam,



„Bleib' brav, Bub!“ — Sagte seine Mutter

war er sehr müde; trotzdem hatte die Bäre noch allerhand Arbeitsverrichtungen für ihn bereit, denn der Bauer war wieder einmal im Wirtshause, das dreiviertel Stunden entfernt war, und solchenfalls war sein Weib immer schlechter Laune. Als der Bub endlich fertig war, lagen die Kinder schon zu Bette, auch Bärbele, und der Weibbub konnte sein Geschenk nicht anbringen; das tat ihm sehr weh, und mit der Sorge, daß ihm die Nase verdorren möge, ging er auch zur Ruhe.

3.

Der Herbst war gekommen.

Unten in den Tälern hing der Nebel oft bis tief in den Morgen hinein, und die Rheinebene glich manchmal einem weiten Meere. Oben auf der Bergeshöhe küßte die milde Septembersonne die Gippen der Erde, leidenschaftslos und alles Jugendfeuers beraubt, aber innig.

Der Jaköble war mit seiner Herde draußen und lehnte nahe der Stelle, wo ein Fußweg über die Höhe führt, an einem moßigen Felsblocke.

Es war gegen Mittag. Der Himmel breitete sich tiefblau über die Berge aus, heiter wie ein lachendes Kinderauge, und der leichte, kaum merkbare West trug von den Tälern her den Knall der Schüsse, die in den Weinbergen am Fuße der waldigen Berge fröhliche Winzer in die Lüfte feuerten, um nah und fern das frohe Ereignis des Weinsessens kundzutun.

Das Vieh des Weibbuben verlief sich am Berggehänge; der vielseitige Anschlag der Glocken verursachte ein buntes Geläute von eigenartigem Reize, wenn nahe das helle Glöckchen eines Jungtieres erklang und dazwischen von der Ferne her der dumpfe Ton der Leitluhlglocke unterbrochene Gebimmel aber auch ein Kennzeichen, daß der Grasbestand ein geringer geworden war und die Zeiten der Viehweide der winterlichen Stallfütterung Platz machen müssen.

Jaköble hatte seine Geige mitgenommen und spielte in seiner üblichen Weise, was ihm so in den Sinn kam.

Dabei gingen ihm so allerhand Gedanken durch den Kopf. Die Zeit nahte heran, da er vom Steinlochhof scheiden sollte. Wohin ihn das Schicksal verschlagen würde, er wußte es nicht, es bekümmerte ihn auch nicht weiter; weil er doch kein Musiker werden konnte, wie er meinte, den Leuten am Sonntage in der Kirche die Orgel zu spielen in tausend Tönen und Weisen, so war es ihm fast gleich, wie seine Mutter, die Annemarei, über ihn verfügen würde. Der Abschied vom Steinlochhofe würde ihn jedenfalls nicht schwer fallen, dafür sorgte die Bäuerin

schon. Wie er aber den Blick so über die Höhe schweifen ließ, über die vernunftlosen Geschöpfe, die man ihm schon mehrere Jahre anvertraut hatte, und die in seinem Herzen doch ein wenig Liebe gefunden hatten, über die vielen Berge, den schönen, schwarzblauen Wald und die Täler und Dörfer da drunten, da wollte ihm der Gedanke doch nicht so leicht in den Sinn, sich von diesem allem trennen und vielleicht drunten in der Ebene ein noch einförmigeres, noch mehr geknechtetes Leben führen zu müssen.

Ja, so leicht ließ ihn der Steinlochhof doch nicht ziehen; wenn er zum letzten Male von dieser Höhe Umschau halten würde über die schöne herrliche Welt, wenn er dem Bleß und dem Grausched zum letzten Male die Stirn krauseln könnte, würden ihm da nicht doch die Tränen kommen? Und wenn er Abschied genommen hätte von Bur, Bäre, Knecht und Magd und den Weg hinabschritte mit seinem Bündel auf dem Rücken, den selbstgechnittenen Stock in der Rechten, talabwärts, würde er wohl nicht mehr als einmal den Kopf wenden nach dem altersichwarzen Hause mit dem moßigen Strohdache und nach dem blondgezöpften Kinde, das dort, das Haupt wehmütig auf die Brust gesenkt, ihm nachsah und mit der Hand den letzten Scheidegruß zuwinkte?

Die Vorstellung all dessen ließ den Jaköble inniger in die Saiten greifen, ein Ausdruck der Klage des Schmerzes entfloß seinem alten invaliden Instrumente und es schien wirklich eine tiefempfundene Sprache, die da die gestimmten Saiten redeten.

Inzwischen hatte sich oben auf der Höhe ein einsamer Wanderer eingefunden. Er hielt Umschau über all das Großartige und Erhabene, das hier sich dem Auge bot, wandte den Blick dahin und dorthin und ward endlich durch die dumpfen Töne angezogen, die des Weibbuben Geige von sich gab; da schritt er langsam von der kuppeligen Höhe hernieder zum Standorte des Spielers.

Der Jaköble aber hörte ihn nicht. Seine Stirne lag in Falten, und die Geige sprach weiter von stillem Weh und jubelnder Lust, von trauervollem Scheiden und seligem Wiederkommen in das Strahlenreich zweier blauer Augen.

Der Fremde blieb jetzt stehen und sah auf den geigenden Burschen hin. Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, während die scharfen, dunkeln Augen den Jaköble aufmerksam beobachteten.

Nach einer schönen Weile sagte der Fremde: „Junge, wer hat Dich so geigen gelehrt?“

Der Angesprochene erschrock, als wäre er auf einer bösen Tat ertappt worden, und fuhr jählings herum. Bewundert sah er den fremden Mann an, dessen Nahkommen er überhört hatte. Weil es aber im Laufe des Sommers öfters passierte, daß Touristen, die vom Brechtale her oder von Elzach über den Hühnerfedel gingen, an diesem Gehänge vorbeikamen, gewann er gleich seine Fassung wieder. Schlimmer freilich wärs gewesen, wenn so urplötzlich die Steinlochhofbüre hinter ihm aufgetaucht wäre.

„Wer michs gelehrt hat?“ fragte er dann. „Ja, das hab ich so aus mir selber gelernt!“

Der Fremde entgegnete erstaunt: „Was? Ist das wahr? Junge, dann bist Du ein ganzer Kerl!“

Der Jakoble war über dem Lobe rot bis über die Ohren. Weil ihm aber in Gesicht und Augen des Fremden etwas Wohlwollendes, ja Zutrauliches und Anheimelndes lag, gab er zur Antwort: „Herr, so was hat mir noch kein Mensch g'sagt. Daheim im Hof werd' ich immer nur g'schimpft, wenn ich geigel, und ich sollt still sein mit meiner Kragererei, sonst müßt die Geig ins Feuer.“

Der Fremde trat näher an den Jakoble heran. „Sag, Bub, bist Du aus der Gegend?“

„Ja“, machte der Ge-fragte gedehnt, „aus der Gegend bin ich schon, wenn Ihr die da drüben meint,“ — er deutete mit der Hand nach Osten, wohinter dem Berge das Brechtal liegt — „aber eine Heimat hab ich sonst keine, da drunten auf dem Steinlochhof, von dem ihr da den Siebel sehen könnt, bin ich nur im Dienst!“

„So, im Steinlochhof! Und wie heißest Du denn?“ Gepannt sah der Fremde auf den Jungen herab.

„Jakob Hummel.“

Es war, als ob der fremde Mann zurückfahren wollte; er tat es aber kaum merklich und

strich sich mit der Hand über die Stirne. Dann wiederholte er mit merkwürdig leiser Stimme: „Jakob Hummel! Und wie alt bist Du?“

Der Junge stuzte. Es kam ihm vor, als frage der Mann vor ihm nicht aus Neugierde, wie so manche andere, die ihm alle möglichen Fragen vorlegten, nur ihrer eigenen Unterhaltung wegen. „Im Mai bin ich fünfzehn gewesen!“ sagte er dann.

„So, fünfzehn im Mai?“ Und plötzlich: „Junge, sag, wie heißt Dein Vater?“

Jakoble dachte in seinem Innern: Warum will der das wissen? Soll ich's ihm sagen, daß ich keinen Vater hab?

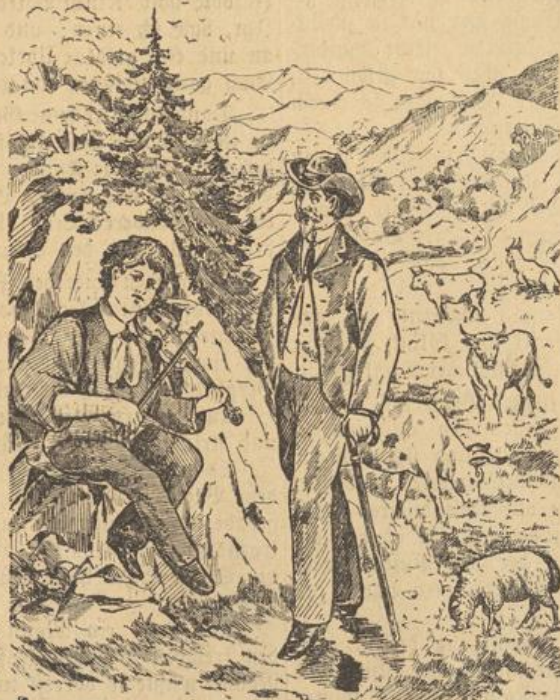
Ja, ich sag's ihm. — Und laut sagte er, obwohl er dabei wieder an seine Schuljahre zurückerinnert wurde, wo ihm die bösen Mitschüler bei jeder Gelegenheit den Matel seiner Geburt vorhielten: „Einen Vater hab ich nit, wenigstens nit einen, der für mich sorgt, wie ein anderer für seine Buben. Aber eine Mutter hab ich, und das ist die Annemarei aus dem Brecht!“

Der Fremde war bleich, er zitterte und sah zu Boden. Er wollte reden, aber lange konnte er nicht Herr werden seiner Bewegung. Der Bub sah das alles und fragte zuletzt: „Warum ist Euch schlecht geworden?“

„Mir ist nicht schlecht. Aber hör‘,

mein Junge. Einen Vater hast Du doch wie alle Menschen und sorgen wird er jetzt auch für Dich. Du brauchst nicht mehr länger da oben das Vieh zu hüten und sollst was Rechtes lernen!“

Jakoble riß seine Augen auf. „Ja, wie meint ihr denn? Wißt Ihr denn schon, daß ich auf Martini vom Steinlochhof weggehen will und ein Handwerk lernen soll? Habt Ihr mit der Mutter darüber schon g'redet?“ In dem Burschen stieg der Gedanke auf, daß dies einer sein könnte, bei dem er in die Lehre treten sollte, und er musterte ihn mit fragenden Blicken.



„Junge, wer hat dich so geigen gelehrt?“

„Rein, mit Deiner Mutter hab ich noch nicht darüber geredet, aber ich werde es noch tun, vielleicht heute noch. Denn, mein Junge, Du hast einen Vater, und der bin ich. Du bist mein Sohn.“ Er trat jetzt ganz nahe an Jakoble heran, ergriff mit der Rechten nach dessen Händen, legte die Linke auf den Scheitel des Bubens, beugte dessen Haupt zurück, drückte einen Kuß auf die Stirne und flüsterte mit bewegter Stimme: „Gott segne Dich, mein Kind!“ Dann drückte er das Gesicht des Burschen an die Brust und verhartete lange in tiefer Ergriffenheit. Tränen liefen ihm dabei über die Wangen herab.

Der Jakoble ließ sich dieses alles ruhig gefallen, er, der sonst so trotzig war und so zurückhaltend und scheu gegen Fremde. Eine wunderbar weiche Stimmung war über ihn gekommen, und sein junges, liebebeames Herz ward so warm wie gar nie im Leben zuvor.

Endlich gab ihn der Mann frei. Mit seinen großen, dunklen Augen sah er in die Blicke des Fremden. Wie war ihm nur? Dieser Mann sein Vater, und die Vorwürfe der Buben im Prechtale drüben alle hinfällig, daß er keinen Vater habe.

Alle diese Empfindungen schauten aus den Blicken des Bubens, Zweifel und Glück, gemengt mit Stolz und nie geahnter kindlicher Dankbarkeit.

Wohl waren in der jungen Brust des Jakoble schon bittere Gedanken gegen den aufgestiegenen, der sein Dasein verschuldet hatte und sich nun gar nicht mehr um sein Kind bekümmerte, in diesem Augenblicke aber konnten alle diese bitteren Erinnerungen nicht in Erscheinung treten ob des beglückenden Herzensrufes, der den Busen durchjubilte: „Ich hab einen Vater, einen Vater, der mich lieb hat!“

Und gleichsam zur Bestätigung dessen, was zweifelnd und glücklich jubelnd in den Blicken des Weidbubens lag, sagte der Mann nochmals, immer noch die Rechte des Jakoble in seiner Hand: „Ja, mein Kind, ich bin Dein Vater! Freust Du Dich darüber?“

„Wenn's wahr ist, freu ich mich schon darüber!“

Der Vater lächelte. „Gewiß ist's wahr. Jetzt gehst Du mit mir hinunter zu Deinem Bouern, ich will mit ihm reden!“

„Das kann ich nit. Mein Vieh darf ich nit verlassen, da tät mich der Bur schön schimpfen.“

„Gut, dann bleibst. Ich geh allein. Und morgen kommst Du hinunter zur Annemarei, Deiner Mutter, daß wir dann alle drei beisammen sind und reden können, was mit Dir fernerhin

geschehen soll. Ich weiß, wo sie ist, und geh heut noch zu ihr. Drüben im Precht hab ich mich nach ihr erkundigt. Also morgen sehen wir uns wieder, bis dahin leb wohl!“

Jakoble ging eine Strecke weit mit ihm und zeigte ihm den nächsten Weg zum Hofe. Dann lehrte er wieder zu seinen Tieren zurück, die gar nicht merken wollten, welch ein Glück in seine Brust eingezogen war. Als er den Mann der sich seinen Vater nannte, nicht mehr sah, hüpfte er wie toll herum, warf seine Mütze in die Luft, jubelte und rief: „He, Ihr Buben aus dem Precht, Du Hansjörgle und Du Bachmicheleskarle, jetzt kommt und sagt noch einmal, der Jakoble hätt' keinen Vater! Einen schöneren, als Ihr, hab ich einen; und schöne Kleider hat er an und eine goldene Uhrkette am Schile, daß Ihr Euch ganz verlugen müßt!“

Dann nahm er seine Geige unter den Arm, lief zu jedem Tiere hin, klopfte ihm den Hals und berichtete ihm die Kunde, daß er jetzt auch einen Vater habe wie andere Leute und daß es jetzt ein ganz anderes Leben für ihn gebe, als da droben Weidbub des Steinlochburen zu sein.

Inzwischen hatte der Fremde den Hof erreicht. Es war Mittagszeit vorbei und der Knecht spannte eben seinen Biererzug an, um wieder mit einem Wagen voll Dung auf das jäh an der Berghalde liegende Ackerfeld zu fahren.

Auf der Haustürschwelle saß ein Mädchen und strickte. Es war Hürbele.

Es wies den Fremden auf sein Befragen nach dem Vater in die Stube, wo der Steinlochbur gerade den Kalender studierte, ob nicht bald irgendwo ein Viehmarkt abgehalten würde, denn der Steinlochbur hatte gemästetes Vieh in Hülle und Fülle.

Der Bur, ein Mann anfangs vierzig, sah den fremden Besucher groß an, und mit dessen Namen wußte er vorerst nichts anzufangen. Wie erstaunte er aber, als ihm der Fremde sagte, er möchte den Weidbuben Jakob Hummel vor Ablauf der Gedingszeit aus dem Dienste nehmen, denn er sei sein Vater und wolle fürderhin für ihn sorgen.

Die Hüre war von der Neugierde hereingetrieben worden; mit offenem Munde hörte sie zu.

Der Bur ließ mit sich reden und erklärte sich bereit, gegen einen Abzug am Lohn des Diensthuben, diesen am morgigen Tage schon zu entlassen, damit der Jakoble mit dem Vater gehen und was Rechtes lernen könne für sein späteres Leben.

Fortsetzung Seite 82.



Guten Morgen, mein Liebling!

(Text Seite 94.)

Da dies vereinbart war, ging der Fremde, um noch am selben Tage den Hof aufzusuchen, auf welchem Annemarei diente.

Es ward schon kühl als er das Litschenthal hinaufschritt, und der Tag neigte sich seinem Ende entgegen.

Es war niemand zu Hause, als die Büre und deren jüngster Bub. Dieser klopfte mit einer Peitsche um das Haus herum und führte den Fremden endlich nach mancherlei Mißverständnissen in die Stube, wo nebenan in der Kammer die Mutter zu Bette lag, denn sie war krank. Der Eingetretene setzte sich an den Tisch und verlangte die Annemarei zu sprechen.

Die Büre, die den Besucher mit seinem fremdartigen Sprachausdruck gerne gesehen hätte, stellte vom Bett aus verschiedene Fragen an ihn, und da der Fremde nicht ausweichend antworten wollte, erklärte er ihr den Zweck seines Kommens rund heraus.

Die Büre, eine gutmütige Frau, schlug im geheimen die Hände über dem Kopfe zusammen. Würs möglich, der Vater des Jaköble sei draußen und wolle in Zukunft für den Burschen sorgen, wie es eigentlich seine Pflicht gewesen vom Tage der Geburt an?"

Da ließ es die Frau nicht mehr im Bett. Das Reißen im Rücken, das sie vorher plagte, war verschwunden sie stand auf und zog sich an, um sich den Mann zu besehen und des Näheren von ihm zu erfahren, denn die Annemarei hatte gar nichts angeben können.

Im geheimen schickte sie den Buben hinaus aufs Feld zur Annemarei und ließ ihr sagen, sie solle alle Arbeit liegen und stehen lassen, schnell heimkommen und sich sauber machen, denn der Vater des Jaköble wär da, ein gar feiner Herr. Darn holte sie ein Krüglein vom Besten aus dem Keller und setzte dem fremden Manne würziges, selbstgebackenes Schwarzbrot vor.

Der Gast begann zu erzählen: „Wenn die Annemarei schon so viele Jahre bei Euch ist, werdet Ihr wohl schon manchmal über mich geredet haben und ich kann mir denken, nicht gerade in der löblichsten Weise. Drum wird Euch auch meine Lebensgeschichte interessieren. Ich bin das Kind guter Bürgerleute aus dem Unterland. Das Geschäft meines Vaters blühte und ich als sein ältester Sohn sollte dasselbe später übernehmen. Zuvor aber mußte ich in die Welt hinaus, um noch mehr zu lernen, noch mehr zu sehen weil gerade bei uns in der Dekorationsmalerei das Anschauen unser Können fordert, wie fast bei keinem anderen Berufe. So kam ich nach Freiburg und im Hause neben meines

Meisters diente die Annemarei. Wir lernten uns kennen und lieben. Da mußte mir mein Schatz eines Tages eine wichtige Mitteilung machen. Diese warf alle meine Pläne über den Haufen, und die meiner Familie daheim dazu, mein Vater hatte für mich schon Umschau gehalten unter den Töchtern meiner Vaterstadt, und wenn ich aus der Fremde zurückkäme, sollte ich ein vermöglicheres Bürgermädchen zum Altare führen. Angesichts der Verwirrung, welche der Zustand der Annemarei in meine Verhältnisse brachte, verlor ich den Kopf — ein wenig Leichtfuß bin ich in meiner Jugend immer gewesen — verließ den Platz meiner Pflicht und floh in die französische Schweiz, wo ich in Stellung trat und 2 Jahre später in das Geschäft einheiratete. Daß ich mich seither nicht mehr um Annemarei und das Kind gekümmert habe, wird Euch wohl bekannt sein. Nur zufällig erfuhr ich von einem Bekannten aus meiner Freiburger Zeit, daß Annemarei einem Knaben das Leben geschenkt habe.“

Der Erzähler machte eine kleine Pause, fuhr sich über die Stirne, als wolle er die Vorwürfe verschweigen, die er sich jetzt über sein damaliges unmännliches Verhalten machte, nahm einen Schluck des vorgesezten Weines und fuhr dann fort:

„Bei mir in der Fremde ging alles recht gut, ich hatte ein braves Weib, ein gutes Fortkommen, und schließlich gaben sich auch meine Angehörigen daheim mit der Sachlage zufrieden.“

Unserer Ehe ward nur ein einziges Kind beschert, ein Mädchen, ein engelgutes Geschöpf. Ach, Vater und Mutterliebe macht zwar blind, aber wir, mein Weib und ich, meinten wirklich, der Himmel hätte uns mit dem besten und schönsten Kinde der Welt bedacht und waren in seinem Besitze namenlos glücklich. Da — es ist jetzt gerade fünf Wochen her — überfiel plötzlich eine heimtückische Krankheit unsern Liebling, und nach wenigen Tagen standen wir zwei an der Bahre unseres Kindes. Meine Frau war außer sich, und wir mußten fürchten, daß sie sich hinterfinne. Mir kam das Verhängnis plötzlich als eine Strafe Gottes vor, dafür, daß ich mich an Annemarei und ihrem Kinde so schwächlich verständigte hatte, und diese innere Anklage ließ mir keine Ruhe, bis ich eines Tages vor meinem Weibe auf die Knie fiel und bekannte: „Liebe Frau, unser Unglück hab' ich verschuldet, ich allein.“ Dann beichtete ich ihr alles. Mein Weib verzieh mir, meinte aber, es sei meine sofortige Pflicht, mich nach meinem Kinde zu erkundigen und fernerhin für dasselbe zu sorgen. Sie machte mir auch den Vorschlag, wenn der

Knabe noch am Leben sei, ihn zu uns zu nehmen sie wolle ihn lieb haben, wie wenn er ihr eigenes Kind wäre."

Die Büre fuhr sich mit dem Rücken ihrer Rechten über die Augen, und die Hand wurde naß. "Ihr habt ein gutes Weib!" sagte sie.

"Da hab ich mich vom Geschäfte losgemacht und bin ins deutsche gereist. Weil ich gewußt hab, daß die Annemarei aus dem Prechtal stammt, hab ich dort Nachfrag gehalten und erfahren, daß sie schon lange da im Ritschentäl ist bei Euch. Jetzt hab ich auf dem Weg daher auch meinen Buben getroffen auf dem Steinlochhof, und will nun die Annemarei fragen, ob ich ihn mitnehmen kann!"

"Das wird ihr schon recht sein. Der Bub soll' jetzt was lernen, wenn er nit Knecht bleiben will. Das hat ihr schon den ganzen Sommer über Kummer g'macht. Und der Bub möcht doch gar ein Musiker werden."

"Ein Musiker? Dazu hat er wohl Anlagen, ich hab ihn geigen hören. Vielleicht zeigt er auch Lust für mein Geschäft, dann wäre geforgt für ihn seiner Lebstage. Ich will auch sehen, was er für die Annemarei tun kann, damit sie mir verzeiht!"

"O Herr, was das angeht, sie ist Euch nimmer gram. Sie fühlt sich zufrieden, und so lange sie stark und g'sund ist zum Schaffen, wird sie nichts brauchen. Wir zwei der Bur und ich könnten uns die Haushaltung gar nimmer denken, ohne Annemarei."

Draußen im gedielten Flur wurden mannsartige Tritte laut, und man hörte die Annemarei mit dem Buben, der sie geholt hatte, halblaut reden: "Was, ein feiner Herr ist's? Was will er jetzt noch von mir?"

Die Beiden in der Stube hörten das. Die Büre sagte lächelnd: "Wißt Ihr, Herr, die Annemarei hat immer g'sagt, wenn von dem Vater ihres Buben die Red' war: "Er soll mir nur nit eines schönen Tags kommen als alter Lump, daß ich ihn nicht noch erhalten muß." Müßts ihrs nit übel nehmen. Drum kann sie's jetzt nit fassen, daß ein vornehmer Herr der Vater des Jakoble sein soll!"

Der Fremde bis sich auf die Unterlippe; die Büre hatte ihm wehe getan, ohne es zu wöken.

Es dauerte noch eine geraume Weile, bis Annemarei erschien, denn sie war aus der Küche, wo sie die erdigen Hände gereinigt hatte, in die Bodenkammer hinaufgeeilt, um ein neues Kleid anzuziehen, weil sie sauber vor dem "feinen Herr", ihrem alten Schatz, erscheinen wollte.

Da kam sie die Treppe herab, zagen Schrittes und man konnte schon ihrem Näherkommen anmerken, daß ihr vor dem Augenblicke des Wiedersehens bangte. Welche Empfindungen mögen die Brust dieses armen, betrogenen Weibes bewegt haben!



"Hä ja, er ist's, der Franzl!"

Die Türe ging auf und zwei Menschenkinder, die sich einst nahe gestanden, sahen sich nach sechzehnjähriger Trennung wieder ins Auge.

"Grüß Gott", sagte Annemarei schlicht und streckte ihre Hand hin. Halb für'sich sagte sie: "Hä ja, er ist's, der Franzl!"

Der Besucher hatte sich erhoben. Er ergriff ihre Rechte. "Ich bins, ja. Kannst Du mir verzeihen, Annemarei?"

"Hä, warum nit! Ich hab's schon lang denkt, daß er einmal kommt der Franzl. Darf ich noch Du zu Dir sagen?"

"Gewiß!" Dann setzten sie sich nebeneinander Die Büre ging hinaus, nahm auch den Buben mit, der eingetreten war und voller Neugier mit geöffneter Munde am Ofen stand und keine Bewegung des Fremden aus den Augen ließ.

„Annemarei ich bin verheiratet. Ich hab schlecht an Dir gehandelt, ich weiß es, aber was jetzt noch gut zu machen ist an meiner üblen Handlungsweise, das will ich gerne tun. Ist Dir's recht schlecht gegangen in den sechzehn Jahren?“

„Schon, ja, ganz schlecht z'allererst. Aber 's ist jetzt rum. Halt den Buben hab ich, den Jaköble!“

Der Maler faßte die großen, rauhen Hände des Weites. „Ich hab ihn gesehen, den Jaköble, Deinen und meinen Buben!“

Dann erzählte er ihr seinen Lebensgang von dem Zeitpunkt an, da er in schmachvoller Feigheit Freiburg und dem betrogenen Mädchen den Rücken gelehrt hatte bis zu dem Augenblick, wo er von seinem Buben droben auf dem Steinlochhof Abschied genommen.

Annemarei weinte die ganze Zeit, während er sprach, nicht über ihr eigenes Mißgeschick, sondern über das Unglück, das ihn und sein Weib betroffen. Sie war eine selbstlose Seele. Wenn sie je einmal an ihr eigenes Leben Anforderungen gestellt hatte, so waren diese Zeiten längst vorüber. Sie hatte es sich seit vielen Jahren schon angewöhnt, für andere zu leben und im Dienste anderer aufzugehen.

Dann kam die Bäuerin herein und brachte Licht; denn draußen dunkelte es schon stark.

Annemarei war mit dem Vorschlage ihres einstigen Geliebten, den Jaköble zu sich zu nehmen und an Kindesstatt zu halten, einverstanden; ja, sie fühlte sich ganz glücklich, daß der Bub was rechtes lernen sollte und sie der Sorgen um ihn enthoben war.

Nicht, als ob sie keine Liebe zu dem Kinde gefühlt hätte. Sie war aber eine eigene Natur und das Bewußtsein, daß es der Bub in Zukunft recht gut haben sollte, dünkte ihr wertvoller, als sentimentale Liebesduselei, die sie selbst nie erfahren und nie betätigt hatte.

So wurde also beschlossen, daß der Jaköble gleich am andern Tage mit dem Vater abreisen sollte, weil doch der Steinlochhofbur in den vorzeitigen Dienstaustritt gewilligt hatte. Alljährlich einmal sollte der Bub ins Bittschental kommen, um einige Tage bei der Mutter zuzubringen. Auch von einer Unterstützung an sie, die Annemarei, sprach der Dekorationsmaler, aber diese wollte nichts davon wissen und meinte, sie habe noch kräftige Arme und wenn sie der liebe Gott gesund erhalte, wolle sie noch manches Jahr im Dienste ihrer Herrschaft verbringen, wo sie nicht wie eine Magd, sondern wie ein Eigenes aus der Familie gehalten werde. Er nahm ihr wenigstens das Versprechen ab, in den Tagen der Not sich voller Vertrauen an ihn zu wenden,

er wisse wohl, daß er mit seinem ganzen Vermögen dem ihr angetanem Verschulden nicht Genugthuung zu leisten vermöchte.

Später kam der Bauer mit dem übrigen Gesinde in die Stube, und es wurde noch recht lustig diesen Abend.

4.

Am andern Morgen war starker Reif gefallen und bedeckte droben im Steinlochtälichen Feld, Wiesen, Baum und Strauch.

Der Bur sah verdrießlichen Blickes zum Fenster hinaus; er hatte noch manches einzuheimfen, da Rüben, Kraut und Kartoffel in dem steinigen Boden seiner Felder erheblich später zur Reife kamen, als auf den weiter unten gelegenen und mit fruchtbareren Ackergrund gesegneten Höhen. Drum kam ihm der Reif gar nicht gelegen, und statt des Morgengebetes kam ein derber Fluch von seinen Lippen.

Seine Nachbarn, von denen der nächste eine gute Viertelstunde entfernt war und die mit ihren Feldarbeiten immer früher fertig wurden, beneidete der Steinlochbur oft, auch jetzt wieder, und es drängte sich ihm die bittere Frage auf, warum sich seine Vorfahren gerade hier in diesem steingründigen, wenig ergiebigen Tälichen angebauet hatten. Wenn er aber auf solche Gedanken kam, fing er an zu rechnen. Dann rechnete er aus, wie viele Jahre es dauern würde, bis sein Wald den er bald nach seiner Verheiratung auf einer gewaltigen Berghalde jenseits des Steinlochtälichs angelegt hatte, schlagbar sein würde. Es war schon längst sein Plan, den Hof da oben zu verkaufen, was nur an einen Holzspekulanten geschehen konnte, der für Haus und Feld nur des Holzbestandes im Walde wegen einen annehmbaren Preis zu zahlen verwochte.

Freilich, seine Nachbarn versuchten ihm das auszureden, wenn die Sache im Wirtshause zur Sprache kam; sie meinten, es sei eine Schande für einen echten Buren, wenn er das Erbe seiner Väter veräußere, wo der Vater und der Großvater ihr Auskommen gefunden hätten, würde auch der Sohn nicht verderben, und auf der Familie ruhe sicherlich nicht mehr der Segen Gottes, die ihre heimatische Scholle verlasse.

Der Steinlochhofbur aber schlug diese Einwendungen alle mit dem Vorschlage an jeden der einzelnen der Bauern, ihre guten Felder gegen seine steinigen umzutauschen. Er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Hofbur unten im Tal „bi de Lüt“ zu werden.

Als die Kinder, das Bärbele, das Annele und der Hannele aus der Schule kamen, wurde zu Mittag gegessen.

Der Jakoble, schon in seinem „Sonntagshä“ paradiert, setzt sich zum letzten Male an den Tisch. Die Bäuerin ist seit gestern wie umgewandelt gegen den Burschen; der hat das bald gemerkt und weiß auch warum. Er hat jetzt einen Vater, und gar einen, der ist ein Herr.

Rotgekochte Birnenschnitz gab es und dicken Pfannentuchen. Das ist ein feines Essen, aber der Weidbub hat heut' gar keinen Hunger. Als er seinen Teller mit Anstrengung leer gemacht hat, sagt die Bäuerin: „Magst noch ein Stück Pfannentuch, Jakoble?“ Der Bub muß nur staunen über die Rede und meint in seinem Herzen, wenn sie ihm nur früher erklingen wären. Er will aber keinen Pfannentuchen mehr, denn er kann nimmer essen, der Kopf ist ihm so voll von allen Dingen und den Gedanken, wie jetzt seine Zukunft sein wird.

Nach Tisch nimmt er Abschied vom Hofe, erst vom Getier, dann von den Menschen. Aber das Bärbele ist nicht da. Er fragt nach dem Mädchen. „Grad ist's noch in der Küche g'wesen!“ sagte die Magd. Aber jetzt ist's nimmer da, der Hannesle durchsucht im Auftrag des Burschen das ganze Haus. Das tut dem Jakoble weh. Das Bärbele ist ihm das Liebste gewesen auf dem ganzen Hofe; wenn ihn der Knecht geohrseigt und die Bäre ihn einen „faulen Nichtsnug“ geschimpft hatte und ihm das Leben verleidet gewesen war, dann durfte nur Bärbele seinen Weg kreuzen und die blauen Augensterne des Kindes in sein Gesicht scheinen, da zog wieder lenzgroße Daseinslust in seine bekümmerte Seele ein. Aber jetzt, da er Abschied nehmen und dem Bärbele die Hand drücken will, ist sie nicht da.

Im Gesichte des kleinen Burschen zuckte es, und er ist dem Weinen nahe. Dann geht er fort. Trotzig schreitet er seinen Weg fort und sieht sich nicht um, ob ihm auch noch das Annele und der kleine Johannes nachrufen. Was ist ihm denn der Steinlochhof?

Da sagt plötzlich eine Stimme: „B'hüt Dich Gott, Jakoble?“ Und man versteht's kaum, so tränenerstickt klingt's. Das Bärbele ist's, das, mit der Schürze die verweinten Augen auswischend, aus dem Walde tritt und dem Fortziehenden Adieu sagen will.

Der Jakoble ist wie umgedreht. Sonnenschein liegt auf seinem Gesichte. „Da bist's, Bärbele? Warum bist denn fort daheim?“

„O weil ich hab' so arg weinen müssen, weil fortgehst, Jakoble. Heut' in der Schul hab' ich immer an Dich denken müssen, daß jetzt fortgehst und nimmer kommst, weil jetzt einen reichen Vater

hast. Da hat mich der Lehrer verwischt am Aitaußpaffen und einen Taggen hab ich g'kriegt!“

„Ein' Taggen?“ wiederholte der Jakoble und streichelt zärtlich die Handfläche, auf die der Streich gefallen. „Ein Taggen hast kriegt wegen mir? Armes Bärbele! Wenn ich wiederkomm' bring ich Dir was, daß Du den Taggen vergiß's!“

„Wie sagst, wenn Du wiederkommst. Du wirst gar nicht mehr wiederkommen!“

„Doch Bärbele, ich komm; vielleicht lang nit, aber ich komm! Glaubst das?“

„Ja, ich glaub's!“ sagte das Bärbele nach einer Weile, und die beiden Kinder sehen sich an und es ist, als ob diese Blicke sie um Jahre älter und reifer machten. Das Bärbele fühlt ein Ahnen im kleinen Herzen, das diesen Abschiedsaugenblick so bedeutungsvoll macht, das Mädchen empfindet, daß ihm der Jakoble nahesteht und daß es ihn gar nie vergessen wird. Der kleine Mann da aber, der hinauszieht in eine weite unbekannt Welt, der weiß sein Herz so glücklich und so stolz in dem Bewußtsein, daß das Mädchen an sein Wiederkommen glaubt, daß es sein Wiederkommen erwartet. Und dieses Gefühl weitet ihm die Brust und läßt ihm den Abschiedsschmerz süß erscheinen. „Bärbele, ich komm!“ wiederholte er feierlich; es klingt wie ein Aufjauchzen.

Dann drücken sie sich die Hände und scheiden und rufen sich noch von weitem Lebewohl zu.

Am Tage hernach nahm Vater und Sohn Abschied von der Mutter. Nach Jahr ging es, wo der Jakoble vom Kopf bis zu Fuß neu gekleidet wurde. Er nahm sich gut darin aus, in dem modischen Gewande, und drehte sich stolz vor dem Spiegel des Kleiderhändlers hin und her. Als aber sein Vater das bisherige Sonntagkleid des Buben, das ihm die Mutter erst zu Weihnachten von ihren sauer ersparten Groschen gekauft hatte, dem Kaufmann überlassen wollte, da stiegen ihm doch Tränen in die Augen und er bat inständigst, daß er sein Höslein, sein Wams mit den Miniaturschößen und seine gutgenagelten Schuhe mitnehmen dürfe.

Den Vater freute diese Anhänglichkeit, und er ließ seinem Jungen gerne gewähren.

Dann führte die Eisenbahn, die der Jakoble bis jetzt nur aus der Ferne gesehen hatte, ihn längs des heimlichen Gebirges seiner neuen Heimat zu, wo Vater und Sohn spät in der Nacht ankamen.

Ein tiefeinschneidender Wendepunkt war jetzt in Jakobles Leben eingetreten. Seine neuen Eltern behandelten ihn mit vieler Liebe und der einstige Weidbub des Steinlochhofes kam sich

manchmal wie ein Prinz im Märchen vor. Als er die große Arbeitshalle im Hause seines Vaters sah, die Gesellen, die da die schönsten Dinge entworfen, und die vielen Farbenzusammenstellungen die sein Auge entzückten, da erklärte er sich bereit, ein Malerlehrling zu werden, zur großen Freude seines Vaters.

Nebenbei wurde er zu einem tüchtigen Musikprofessor geschickt, um Violinunterricht zu nehmen. Seine Heimat, seine frühere Tätigkeit, selbst seine Mutter, die Annemarei, traten bald in seiner Erinnerung zurück und erlasten mehr und mehr, nur ein Band knüpfte ihn noch mit der alten Festigkeit an seine Jugend als Schwarzwälder Weidub: Bärbele.

Eines Tages klopfte des Jakoble Musikmeister an die Wohnung des Dekorationsmalers.

„Sie haben sich doch nicht über den Jakob zu beklagen, Herr Professor?“ empfing der Vater den Besucher mit besorgter Miene.

„Nein, im Gegenteil. Aber ich komme, weil mich meine Pflicht als Jakobs Lehrer dazu treibt, mit Ihnen ein Wort über ihn zu sprechen. Sie haben die Absicht, den Jungen zum Dekorationsmaler auszubilden?“

„Freilich, und ich denke, er hat Freude daran und besitzt Geschick hierzu.“

„Das mag sein, diese Fähigkeit vermag ich nicht zu beurteilen, allein meine Ueberzeugung ist, daß der Jakob das Zeug zu einem ganzen Musiker hat, der es in dieser Kunst wohl zu etwas Rechtem bringen könnte!“

Der Vater sann nach. Ich weiß, daß der Junge die Musik über alles liebt. Wenn ich ihn mitnehme zu einem Konzert, da leuchten seine Augen, und seine Schläfen hämmern in hingebender Begeisterung. Aber mir wäre eben auch jemand vonnöten, der mich mit der Zeit in der Aufsicht ablöst und dem ich später mit ruhiger Befriedigung das große Geschäft übergeben könnte!“

„Ich verstehe das. Wenn ich trotzdem bitte, meine Anregung nicht aus den Augen zu lassen, so geschieht dies ja selbstverständlich nicht in meinem Interesse, da ich diesfalls meinen gelehrigen Schüler doch bald verlieren würde, sondern im Interesse seines eigenen, inneren Glückes und im Interesse unserer geliebten Kunst! Ihr habt ja noch lange Zeit zur Entschließung!“

Und der Vater überlegte. Er beachtete seinen Buben auch aufmerksam und er fand, daß dessen Liebe zur Musik größer sei, unendlich größer, als die zur Malerei, und daß er nur aus Dankbarkeit ohne Widerrede ins Geschäft ginge. Er sagte aber seinem Buben nichts.

Schließlich trat noch ein anderes Moment hinzu, ihn in seinen Plänen wankend zu machen. Sein Weib kränkelte seit dem schnellen Tode des Tochterleins. Die Aerzte fanden erst nichts, später aber schüttelten sie den Kopf und erklärten, es sei eine stille, schleichende Krankheit in ihr, für die eigentlich kein Kränklein gewachsen sei. Der Dekorationsmaler beschäftigte sich mit dem Gedanken wenn sein Weib bald sterben sollte, wollte er nicht mehr in der Fremde bleiben, dann würde er in seine badische Heimat zurückkehren. Sollte es in den nächsten Jahren schon so weit kommen mit seiner Lebensgefährtin, ehe Jakob zum Manne herangewachsen wäre, so läge der Verkauf des Geschäftes am nächsten und Jakob könnte dann mit seiner geliebten Musik sein Auskommen finden.

So entschloß er sich endlich, seinen Buben selbst zu fragen. Als Jakob hörte, daß in seiner geistigen Betätigung eine Wandlung vor sich gehen sollte, ward er überaus glücklich und versprach, alle Energie anzuwenden, um ein Meister in der Musik zu werden. Nach wenigen Tagen schon durfte er seiner Malerkittel ausziehen, und er wurde jetzt einer der eifrigsten Schüler des Konservatoriums. Dort erkannte man bald, daß seine Befähigung nicht allein im Violinspiele lag.

Jakobs Pflegemutter folgte, zwei Jahre nachdem sie diesen kennen gelernt hatte, ihrem lieblichen Kinde in die Ewigkeit. Der Gatte verkaufte bald sein Geschäft und siedelte nach dem badischen Vaterlande über, wo er als Rentier sorgenlos leben konnte.

Die Jahre vergingen rasch. Mit ihrem Dahinschwinden aber mehrte sich des Jakobs musikalisches Können; mit fünfundzwanzig Jahren erhielt er schon einen zweiten Kapellmeisterposten an einem nicht unbedeutenden Theater. Alle Welt prophezeite ihm eine glänzende Laufbahn.

Der einstige Weidub des Steinlochhofes, dessen alleinige Gesellschaft oft tagelang nichts anderes gewesen als Rüche Ochsen, Schafe und Ziegen, wurde jetzt in die feinsten Familien eingezogen, und wo er im intimen Kreise die Violine ergriff, da lauschte man andachtsvoll seinem Spiele als dem eines gottbegnadeten Künstlers; manches vornehme Weib ließ seine Blicke länger und eindringlicher in denen des Kapellmeisters ruhen, als dies sonst anderen Männern gegenüber geschah, manche erblühende Jungfrau fühlte das junge Herz heißer schlagen, wenn der gefeierte Geiger sie eines Wortes würdigte, Sängern von Bedeutung huhlten um seine Gunst, und Väter heiratsfähiger Töchter gaben sich alle Mühe den jungen Mann in ihre Familien zu ziehen. Aber so liebenswürdig und zuvorkommend der gefeierte

Künstler gegen jedermann war; so kühl und gewappnet verhielt er sich gegen alle Anstürme, welche liebevollende Frauenherzen auf ihn unternahmen.

Schlicht und einfach in seinem Handeln, war er es auch in seinem Denken und Fühlen. Von glänzenden Veranstaltungen und Eindrücken ließ er sich nicht so weit hinreißen, daß er dabei seiner selbst vergessen hätte, seiner einfachen Herkunft und seiner geliebten Heimat. Oft, mitten in rauschenden Vergnügungen, kam ihn ein Heimweh an nach den dunkelbewaldeten Bergen wo er in so ärmlichen Verhältnissen seine Jugendjahre verbracht, nach den grünen Berggehängen am Hühnerfeld, nach dem melodischen Geläute der Herdeglocken, — nach den blauen Augen eines kleinen, blondgezöpften Mädchens.

Wenn er in seinem vornehmen Heim am Klavier saß, wenn er seine Violine aus seinem Herzen reden ließ, wenn sein Auge sinnend ins Leere blickte, dann kam ihm das Gedanke an seine Worte, die er bis jetzt noch nicht gehalten hatte: „Bärbele, ich komm!“ und allemal klopfte es wie vorwurfsvoll an seine Seele, die sich unverdorben genug erhalten hatte trotz aller gleichenden Versuchungen um nicht wortbrüchig werden zu wollen.

5.

Von Hoffstetten im Einzigtale her stieg ein junger Mann in Touristenkleidung zur Biered hinauf.

Droben machte er Halt und ließ sich von dem alten biedereren Wirte ein Glas Wein geben.

„Auf Euer Wohl!“ sagte er dann beim Trunke und seine Augen lächelnd verständnisinnig. „Ihr steht noch gerade so rüstig vor mir, wie vor zehn Jahren!“

„Kennt mich der Herr? Vor zehn Jahren müßt ihr ja noch ein Junge gewesen sein!“

„Freilich! Und ein Weidbub war ich dazu. Vergangene Pfingsten sind's just zehn Jahre her gewesen, daß ich mir hier mein letztes Geläute eingehandelt habe! Ja, ja glaubt mir's nur. Damals bin ich beim Steinlochburen im Dienst gestanden.“

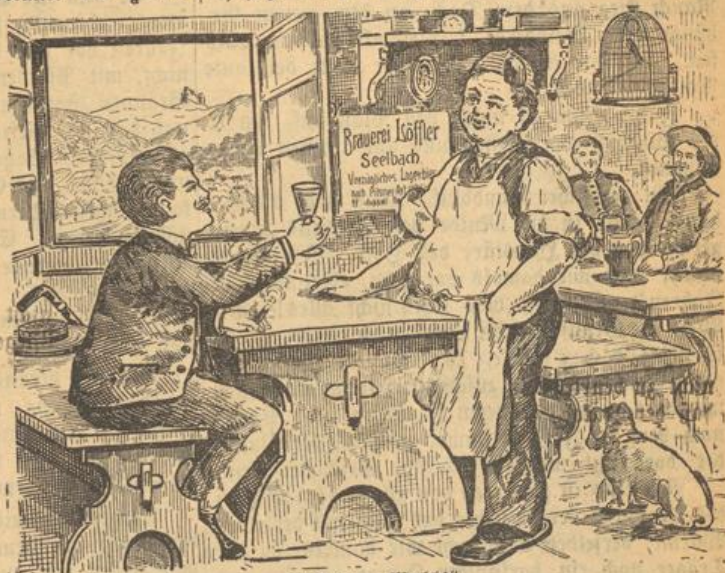
„Beim Steinlochhofburen? Das ist noch eine gute Streck' von da. Aber, Ihr eine Weidbub? Ich kann's nit recht glauben!“

Und doch ist's so. Die Zeiten ändern sich eben. Jetzt will ich auf den Steinlochhof, meine alte Heimat wieder besuchen!“

Der Alte nickte im Sinnen versunken vor sich hin. Dann sagte er plötzlich: „Was mir einfällt! Auf den Steinlochhof wollt Ihr? Da wird's jetzt anders aussehen als früher. Leyten Sonntag sind ein paar Bauern aus Schweighausen dagewesen und die haben's erzählt, daß der Steinlochhofer sein' ganzen Hof verkauft hatt' an einen Holzhändler und schon abgezogen sei!“

Der Fremde erschrak. „Wie? Weggezogen? Und wißt Ihr nicht wohin?“

Der Wirt zuckte die Achseln. „Das könnt ich jetzt nit grad sagen, nein, tut mir leid, Herr.“



„Auf Euer Wohl!“

Aber g'wisß werdet Ihr's z' Schweighausen erfahren. Ja, ja, dort werden's schon ein paar wissen. 'S ist ein Elend mit den Hosskäusen. Und d'ran ist nur's Holz schuld, der Wald. G'wisß wird jetzt wieder der ganz' Wald kahl g'macht, und auf den Hof setzt der Käufer einen Gütler, der lügen muß, wie er durch kommt. Hab' ich nit schon oft g'sagt, die Holzhändler sind der Untergang von uns Buren!‘

Der junge Gast hörte nur mit halbem Ohre den Klagen des Mannes zu. Der Weg zug des Steinlochburen vom Hofe hatte ihm tief ins Herz gegriffen. Er verabschiedete sich und schritt in Gedanken versunken auf dem Höhenpfade dahin.

Es war ein herrlicher Julivormittag, die Erde noch frisch vom Tau und die Sonne noch nicht

in ihrer vollen Kraftentfaltung tätig. Ueber dem Wanderer jubilierte eine Lerche und vom linksseitigen Berghange her grüßte ihn das Geläute einer Viehherde, die dort unter der Obhut eines Weidbuben grasete. Der Wandersmann blieb stehen und sah mit vollen Blicken hinüber; sein Herz wurde ihm so weit, und für einige Augenblicke vergaß er, daß ihm vor kurzem etwas unangenehmes widerfahren. Dort der Weidbub in Hemd und Hose, hier der gefeierte Kapellmeister, dem die halbe Welt zu Füßen liegt, welche Gegensätze, und doch, welche nahen Beziehungen! Und dazwischen nur der Zeitraum von zehn Jahren!

Gegen Mittag kam ihm der Steinlochhof zu Gesicht; er lag verödet, kein Hund bellte, kein Rauch stieg aus dem Dach, an dem weiten Gehänge keine Viehherde, kein Glockengeläute, alles still, nur vom Walde drüben her tönte der laute Schlag der Art.

Jakob Hummel suchte den Platz auf, den er als Viehbub am meisten und am liebsten eingenommen.

Ein herrlicher Rundblick. Man sieht die Gehänge hinab in die Mulde des Tälchens hinein gerade vor die Haustüre des Hofes. Ist's nicht immer noch wie damals vor zehn, elf und zwölf Jahren? O nein, was fehlt nicht alles! Die Bleß, die Grausheck, die Diefel, noch vieles andere, es fehlt das Geläute, es fehlt die Geige des alten Cassian mit den zusammengeknüpften Saiten und dort in der geöffneten Haustüre jener Punkt, nach dem der Jakoble immer geschaut, der Punkt, der dort sitzt und die biblische Geschichte lernt.

Nur eins ist geblieben von all dem: das Herz des Mannes, der da steht, das Herz mit derselben Wärme, derselben Sehnsucht wie damals, da der Träger noch ein barfüßiger Junge gewesen und von einer goldenen Zukunft geträumt hatte.

Wie war das nun alles anders, als er es sich draußen in der Welt so oft vorgestellt hatte; seine Rückkehr an diesen Platz.

Wohl stand er jetzt hier und sah hinab, aber in dem kleinen Gärtchen vor den Siebel'enstern des Hauses stand keine blonde Mädchengestalt, wie er sie in seinen Träumen geschaut, und wenn er jetzt hinabsteigen wird, streckt sie ihm nicht die Hand entgegen, die einst seinetwegen einen Schultagen erleiden mußte. Eine tiefe Wehmut zog in seine Seele ein, und einige Augenblicke hielt sich in seinem Geiste der Wunsch fest, daß er gar nicht hierher zurückgekehrt sein möchte. Dann schritt er zu Tale.

Er nahm seinen Weg zum nächsten Bauernhofe, von dessen Bewohnern er Auskunft holen wollte.

Dort saß die Familie gerade zu Tische. Erst meinte der Eintretende, auch hier hätte sich eine Aenderung vollzogen, es seien lauter fremde Gesichter, die ihn da anschauten, aber bei näherem Zusehen erkannte er wohl, daß es dieselben Menschen waren, nur in den Rügen hatten die dahingeschwundenen Jahre ihre Merkmale zurückgelassen. Ihn kannte natürlich niemand.

Hier erfuhr Jakob Hummel, daß sich der Steinlochhofbur drunten im Schuttertal angekauft habe, wo ein stattlicher Hof durch Sterbefall ledig geworden sei. Dahin lenkte er nun seine Schritte, da er ohnehin ins Litschenthal wollte, um die Annemarei, seine Mutter, zu besuchen.

Er kam ins Tal hinab. Von einem Seitewege einbiegend, fuhr ein Bursche von etwa 16 Jahren vor ihm her. Er verstand es offenbar nicht, mit Pferden umzugehen, denn den fetten Braunen zügelte er auf die willkürlichste Art hin und her, bis dieses dem Tiere zu bunt war und es mit einem Sage über das Straßebord sprang und dadurch das Gefährt umwarf. Der Bursche kam unglücklichweise darunter zu liegen und stöhnte schwer. Erschrocken eilte Jakob Hummel hinzu und befreite den Verunglückten aus seiner qualvollen Lage. Dieser konnte sich erheben, lief aber unter lautem Wehklagen im Kreise herum und hielt sich die Seite.

Als sich herausgestellt hatte, daß eine eigentliche Verletzung nicht eingetreten war, sagte Jakob zu dem jungen Burschen: „Wenn Du das Pferd ruhig des Wegs hättest gehen lassen, so wäre Dir das gewiß nit passiert.“

Ärgerlich erwiderte dieser: „Ach was! Wenn der Vater auf dem Steinlochhof droben g'blieben wär, wär's mir auch nit passiert.“

„Auf dem Steinlochhof? Ja gehörst Du denn dem Steinlochburen?“

„Freilich g'hör ich. Wem denn sonst. Aber was lügen Sie mich so an?“

„So wärst Du der Hannesle? Wahrhaftig Du bist es. Grüß Dich Gott! Kennst mich nimmer?“

„Der Hannes bin ich ja, aber wer sind Sie? Ich kenn Sie nit!“ sagte der Bursche ungläubig.

„Ich bin der Jakoble, Euer Weidbub!“

Einen Moment blickten die Augen des Burschen noch verständnislos, dann huschte es wie Sonnenschein über sein Gesicht. „Der Jakoble, Du bist . . . Sie sind der Jakoble, der als gegigelt hat und ein so vornehmer Herr g'worden ist?“

„Der bin ich, aber sag nur „Du“, wie es früher auch war. Wie gehts dem Vater?“

„O mai, dem gehts gut, jetzt daß er da unten ist, hat er nimmer so weit ins Wirtshaus, sagt er. Uns andern paßt aber nit da unten, der Mutter nit, dem Anneli nit und mir nit; wir wären lieber droben g'blieben auf dem Steinlochhof!“

Dem Jakob Hummel gehts wie ein Stich durch das Herz; warum sagt der Bursche nicht auch, obs dem Bärbele da unten in der neuen Heimat g'fällt?

Er muß sich förmlich zwingen, die Frage herauszudrücken: „Wie gets dem Bärbele?“

Dem Bärbele, dem gehts ganz gut. S' hat schon einen Buben! Der . . . Hannes hält inne, er sieht dem vornehmen Herrn ins Gesicht, was aber in diesem vorgeht, das begreift er nicht. „S' ist schon ein Jahr verheirat, das Bärbele, drüben im Strohbach.“

Jakob ist bleich geworden, die Augen treten hervor und aus dem bangen Herzen will sich der Schmerzensruf drängen: „Bärbele ist verheiratet!“ Aber er bezwingt sich, muß sich jedoch abwenden, denn aus seinen Augen brechen die Tränen.

Es stürmt wild auf ihn ein. Bärbele, dem er versprochen, wiederzukommen, das gelobt, darauf zu warten, das ist verheiratet! Jahreslang trägt er ihr Bild im Herzen, nur ihr Bild, und das Mädchen geht hin und heiratet einen andern. Rasch konnte sie ihn also vergessen, der er seine Liebe und Treue bewahrt hat in mancherlei Anfechtungen! Er kann es kaum fassen.

Johannes hatte inzwischen seinen Gaul wieder auf die Straße gebracht und wollte nun weiterfahren. Er trat zu dem einstigen Weidbub seines Vaters. Jetzt müssen Sie aber mit auf unsern Hof. Daheim werden sie sich gewiß freuen!“

Der Angeredete erwachte wie aus einem Traume. „Das ist mir unmöglich. Ich muß heute noch nach Lahr hinaus, um den Zug zu erreichen. Sage Vater und Mutter und dem Anneli Grüße. Vielleicht besuche ich sie später einmal!“

„Das ist mir nicht recht, daß Sie nit mit mir gehn. B'suchen Sie auch 's Bärbele nit?“

„Das wär' ein Umweg für mich. Und was sollt ich dort in einem fremden Hause?“

„Ich meint' nur. 's hätt dem Bärbele schon ein' Freud g'geben, S' ist nit gern da hinübergangen ins Strohbach, aber der Vater hats so haben wollen. S' ist halt ein dummes Ding g'wesen, das Bärbele, wenn's noch bis zum Hochzeitstag g'meint hat, ein vornehmer Herr tät's holen, der vor zehn Jahren g'sagt hat, er käme wieder!“

Der Kapellmeister fühlt den Vorwurf doppelt schwer, der in diesen Worten des Burschen liegt. In seinem Gesichte zuckte es auf, wie er dem Bruder seiner Geliebten die Hand reicht. „Jo.“



„Ich bin der Jakoble, Guer Weidbub!“

hannes, sage dem Bärbele, ich wär da gewesen, mein damaliges Wort einzulösen. Das sie verheiratet sei, hätte ich erst durch Dich erfahren, und wenn ich's gewußt hätte, würde ich nicht gekommen sein. Sage das, und ich ließe ihr viel Glück wünschen für sich selber, ihren Mann und ihre Kinder! Behüt Dich Gott, Johannes!“

Jakob Hummel schreiet zu, die Talstraße abwärts. Der Kopf ist ihm wirr, das Herz so schwer. Also das Bärbele, das er einst als Kind verlassen, war jetzt das Weib eines andern geworden, trug schon selbst ein Kind an der Brust? Wer denn das möglich, das Wesen, das sein ganzes Herz erfüllte, das ihm vorangeleuchtet als sein Ideal durch viele Jahre des Ringens und

Arbeitens hindurch, hatte ihn und sein Versprechen vergessen können?

Vergessen? Nein, vergessen wohl nicht, aber für wortbrüchig gehalten.

Den Worten des Johannes war ja deutlich zu entnehmen, daß Bärbele noch bis zuletzt an den ehemaligen Weidbuben gedacht und auf sein Wiederkommen gewartet hatte. Warum war er nicht heimgegangen, warum hatte er in den langen Jahren gar kein Zeichen von sich gegeben? Die Schuld lag an ihm selber. Er kannte die Gewohnheiten der Wälderbauern, nach welchem bei Heiraten nicht gefragt wird, ob die zwei einander mögen, sondern nur darnach, ob das „Sach“ zusammenpasse. Konnte er erwarten, daß das zur Jungfrau herangereifte Bärbele auf ein Kinderwort hin eine gute Versorgung ausschlagen würde?

Mußte das Mädchen mit der Zeit nicht wandelnd werden in dem Hoffen auf die Wiederkehr des Jakoble, namentlich da hin und wieder Nachrichten zur Höhe des Steinlochhofes drangen, der Jakoble werde ein gar vornehmer Herr, I. be in einer großen Stadt und werde ob seines wunderbaren Violinspiels von den reichsten und feinsten Leuten geradezu vergöttert? Mußte sich die Jungfrau nicht sagen, unter solchen Umständen wäre es geradezu lächerlich, auf die Rückkehr des einstigen Weidbuben zu warten? Ja, wenn er ein ehrfamer Schneider oder Schuster geworden wäre, dann hätte sich seine Heimkehr begreiflich finden lassen, und begreiflich der Vorsatz, die Jugendliebe zum Eheweibe zu erklären, so der nur die Genehmigung dazu erteile. Nun er aber auf einer glänzenden Laufbahn dahineilte, sagte sich Bärbele wohl selbst, daß sie, das einfache, schlichte, in dem Drill der sogenannten Bildung unerfahrene Schwarzwaldmädchen, nicht an die Seite eines so hochgestellten Mannes passe, und von ihm wohl auch nicht mehr dahin begehrt werde, daß sie sich nicht in jenen Kreisen bewegen könne, in denen sich Jakob Hummels ferneren Lebensgang abwickeln müsse. Wenn trotz alldem in seinem Wesen und in seinem Wollen der alte, schlichte Wälderbub geblieben war, warum hätte er dies dem Bärbele nicht zu wissen gegeben?

Ja, — warum hat er ihr nicht geschrieben, daß der alte Sinn immer noch in ihm wohne, warum hat er während seiner Ferienzeit, die

freilich nur kurzen Aufenthalte bei seiner Mutter nicht dazu benutzt, einmal hinaufzusteigen nach dem Steinlochhofe, dem Bärbele die Hand zu drücken, in ihre blauen Augen zu gucken und zu sagen: „Ich hab Dich immer noch lieb!“

Warum hat er dies nicht getan?

Warum! Weil er selbst erst verblendet war von dem äußeren Glanze, der ihn umgeben, weil er selbst glaubte, die schönen Frauenaugen, welche ihn verheißend ansahen, seien so goldedel und so treu, wie die des Bärbele droben auf dem Steinlochhofe, und weil er selbst erst in letzten Zeiten darüber klar wurde, es sei dieses Frauenbild, das er im Herzen trug von den armseligen Tagen der Jugend bis heute, kein bloßes illusorisches Idol, sondern daß es die Leibes- und Charakterzüge desjenigen Wesens an sich trage, mit dem er seinen ganzen ferneren Lebensweg teilen möchte.

Darum!

Das alles durchkreuzte sein Gehirn, als Jakob Hummel so dahineilte die belebte Straße. Mancher der verübergehenden sah dem jungen Manne nach; keiner aber ahnte die Stürme, welche das junge Herz da drinnen in des Fremden Brust durchtobten, und keiner ahnte das tiefe Weh, welches an der Lebensfreude des Einsamen nagte.

Er eilte durch Seelbach, ohne ins Litschental hinauf zu steigen. Und alles in der Welt nicht hätte er heute noch bekannte Gesichter um sich sehen und lästige Fragen beantworten mögen. Er mußte allein sein. Dann stürmte er fort und kam endlich, müde und abgehegt, zur Nachtzeit nach Lahr, wo er in der Nachbarschaft des „Betters“, im Gasthof zur Krone übernachtete.

Am andern Tage besuchte er dann seine Mutter. Seine Erregung war einer stillen Resignation gewichen.

Früher, als er zuvor geplant, fuhr er hernach wieder seinem Wirkungskreise zu und lebte von nun an nur seiner Kunst und seiner Arbeit. Verheiratet hat er sich nie, aber auch nie ist die Wunde ganz vernarbt, welche ihm das Schicksal mit seiner Liebe geschlagen.

Seine schönste Komposition hat er betitelt: „Gedanken an meine Heimat, den Schwarzwald!“

Ein frühzeitiger Tod hat in seiner gottbegnadeten Kunst und einem reichen Arbeitsfelde jählings entrißen.



Mein Liebste!

Eine Allerseelen-Erinnerung von Johann Peter.

Wenn keine Himmelserben
In ihr unschuld sterben,
So büßt man sie nicht ein!
Sie werden nur dort oben
Beim Vater aufgehoben
Damit sie ewig glücklich sei'n.

Sie sangen das Lied auf dem Friedhofe, während ich am Grabe meines Lieblings stand, den mir der unbarmherzige Tod im Vorlenze seines hoffnungsreichen Lebens aus den Armen gerissen, mit denen ich ihn schützend umschlossen hatte.

Nie in meinem Leben haben mir diese Verse tiefer ins Herz geschnitten, als an jenem nebel feuchten Allerseelentage, wo ich am Rande des noch offenen Grabes stand. Wie Trost hatte es auf meinem Gesichte gelegen, als ich hinter dem kleinen Sarg einhergeschritten war. Ich grüßte dem Schicksal, dem gegenüber ich meine Ohnmacht fühlte, ja selbst mit meinem Gotte stand ich nicht so, wie sich's für einen Staubgeborenen ziemt. Ich wollte nicht weinen, die kalten Menschen sollten nicht Zeugen meines namenlosen Schmerzes sein — als aber der Kirchenchor die tiefergreifende Weise anstimmte, da löste sich die Kinde meines Herzens, Trost und Verzweiflung wichen der Wehmut, und nun flossen die Tränen aus meinen Augen wie damals vor langen Jahren, als ich mein liebes Vaterhaus verließ, um in der Fremde mein Lebensglück zu suchen.

Ich schämte mich dieser Tränen in Gegenwart einer großen Menschenmenge nicht, denn mein Töchterlein war ihrer wohl würdig gewesen. Und heute, wo der Schmerz gewichen, wo mich die Vernunft zur Erkenntnis gebracht hat, daß alles gut ist, was Gott über uns verhängt, will ich meinem verklärten Kinde dieses Erinnerungsblatt auf seinen Grabhügel legen, das mehr ist, als all die satte Farbenpracht der Herbstblumen und der künstlichen Kränze und dauernder, als all der Flitter, mit dem so mancher am ernstesten Feste der Toten prahlt.

Es war eine Zeit, in der ich mich in dräuender Not befand, als mir mein Kind am ersten Tage des Rosenmondes geschenkt wurde. Das kleine, hilflose Geschöpf sehen und es schon über alles lieben, war bei mir eins in jener sonnigen Morgenstunde. Gerade läuteten sie in der Dorfkirche zum Frühgottesdienste, als mein Kind seinen ersten Blick in die Welt tat — diesen ersten Blick empfing ich. Und ich war und blieb des Mäd-

leins Welt während seines kurzen, nicht ganz fünfjährigen Lebens. Vergessen war all der Jammer, all die Herzensspein, die ich damals durch boshafte Menschen anzustehen hatte. Fortan lebte ich nach getaner Arbeit nur meinem Kinde, das sich so rasch und erfreulich entwickelte, daß man sein Vorwärtsschreiten fast täglich beobachten konnte.

Aber auch die Serafine äußerte sich frühzeitig eine ganz besondere Zuneigung zu mir. Ich mußte sie in ihr Bettchen tragen und in den Schlaf singen, ich mußte sie, wenn sie nachts erwachte, beruhigen, und oft, wenn ihr etwas fehlte, lief ich mit ihr auf den Armen stundenlang in der kalten Winternacht im Zimmer auf und ab und sang ihr ihre Lieblingsliedchen vor, an die sie sich so früh gewöhnt hatte.

Kam ich aus der Schule, so strebte sie zu mir, auf meinen Arm — ah ich zu Mittag, so mußte sie auf meinem Schoß sitzen und an meiner Mahlzeit teilnehmen — ich lehrte sie die Hände züchtend Christusgebilde falten und das Vaterunser nachstammeln. Ging ich spazieren, so wollte sie mit oder sehnte sich so lange nach mir, bis ich zu ihrer lachenden Freude wieder kam. Erwachte sie am Morgen, so war ihr erster Ruf: „Tata!“ und nicht eher ruhte sie, bis sie in meinem Bette war.

Es war eine seltene Kindesliebe, ein Aufgehen der Kindesseele im Vaterherzen und so war es auch umgekehrt der Fall. Wo ich ging und stand, schwebte ihr liebes Bild vor meinem Auge, kam es mir vor, als riefte mich das süße, vertraute Stimmchen: „Tata, komm!“

Und er kam gerne, weil er bei dem Kinde seinen Trost in Leid und Sorge fand, seinen einzigen und wahren Freund und sein reinstes Ideal.

Die ersten Schreie machte die Kleine unter meiner Leitung, und als sie endlich laufen und Klettern konnte, war sie ein unzertrennlicher Genosse meiner Schritte. Als sie meine und ihre traute Mutterprache verstand, schläfernte ich sie durch selbsterfundene, ihrer Fassungskraft angepaßte Märchen ein, die ich beim Erwachen wiederholen mußte. Ihr größtes Vergnügen war es, wenn ich mit ihr vor meiner Geige stand und sie mit ihren zarten Fingern auf den Saiten herumklümperte. Die schönste Puppe war machtlos gegen die Geige. Und wenn ich ihr

gar ein buntes Bilderbuch aufschlug, da kannte ihre Freude keine Grenzen und ewig lautete die Frage: „Was ist das? Was ist das?“

Ich bewies eine Geduld und Ausdauer in diesem Werdeprozeß, die nur wenige Väter haben, denn die kleine Serafine verstand mich so gut, wie mich kein Mensch vor und neben ihr verstanden hat. Das tat meinem vereinsamten Herzen so wohl, so unendlich wohl.

* * *

Als sie vier Jahre alt war, erfolgte meine Ueberiedelung aus der rebenreichen Ostmark in die Urforste meines Böhmerwaldes, dem ich fünfzehn Jahre fern gewesen war. Und diese Heimat, die mir bisher alles schuldig geblieben ist, was ich für sie tat, hat mir mein Liebstes und Teuerstes mein treues Kind entrisen und in ihre Erde aufgenommen, aus der ich die Kraft meines Lebens gezogen . . .

Heute bin ich der unadankbaren Heimat wieder fern, aber meine Liebe ist ihr geblieben, weil mein Liebstes in ihrer Erde schläft.

Im März 1897 trat ich meinen Dienst in „Salzheim“ an, wo man mich in einer Weise empfing, als hätte ich den guten Spießbürgern ihr ganzes Heil gebracht. Schon nach drei Wochen wählten sie mich zum Sprechwart des deutschen Turnvereins, in allen anderen Vereinen sollte ich wirken und sprechen, und ich tat es, weil ich es als Deutscher für meine Pflicht erachtete. Ich mußte singen und musizieren, Gedichte und Prologe verfassen und vortragen, Reden halten, und auf dem Kirchchore war ich mehr zu Hause, als der Regenschori, was mir ein Belobungsdekret vom bischöflichen Konfistorium einbrachte. Aber bald regte sich der Neid in gewissen Kreisen, wo man sich für die Gescheidtesten von der Welt hielt, und besonders wehe tat es, daß mir und nicht ihnen die Muse hold war. Oh, es ist ja auch ein erhebender Gedanke, daß nach dem Tode noch der Name in den hinterlassenen Werken fortlebt, während die anderen Menschen und wären es die sogenannten „Spitzen der Gesellschaft“ nichts hinterlassen, wovon die Nachwelt Notiz nimmt!

Kam ich aber verstimmt und müde nach Hause, so schwebte mir mein Kind wie ein lächelnder Engel entgegen, und dann hub mein Feierabend an. Was ich im Trubel des trügerischen Lebens nicht fand, das wurde mir bei der Kleinen zuteil: Friede und innere Beglückung! Sie brachte mir die Pfeife entgegen zündete sie mit ihren zarten Fingern an und stellte mir die Hausschuhe zurecht. Dann setzte sie sich auf meinen Schoß und nun begann ein Fragen und Erzählen, wie

wenn es gegolten hätte, all die während des Tages schuldig gebliebene Liebe tausendfach zurückzuzahlen.

So verging der Sommer und der Herbst schwang sein Szepter im Walde. Im lieben Weinlande, das ich vor einem halben Jahre verlassen, war nun die Weinlese im vollen Gange. Die Laubbäume des Böhmerwaldes legten ihren letzten Blatterschmuck ab.

Da ließ eines Tages mein Kind das Köpfchen sinken und war zu gar nichts mehr aufgelegt. Ich hielt es für eine vorübergehende Störung ihres Befindens und verdoppelte nur meine Aufmerksamkeit. Sie freute sich darüber, aber schließlich wollte sie nicht mehr werden. Da wurde mir bange. In Abwesenheit meines Hausarztes, der ein lieber Freund von mir war, rief ich seinen Stellvertreter zu meiner kleinen Kranken und der erkannte auf — Mumps. Fast zwei Wochen behandelte er sie als Mumpskranke — und das Kind wurde immer schwächer und hilfloser, bis es schließlich kaum mehr seine Umgebung kannte. Damals erlitt mein Glaube an die Ärzte eine große Erschütterung.

Es war acht Tage vor Allerheiligen. In dicken Schichten lag der Nebel über dem Waldgebirge. Scharenweise pilgerte das Volk auf den weit außerhalb des Städtchens gelegenen Gottesacker, um die Gräber der lieben Abgeschiedenen herzurichten.

Ich war in der Schule, als plötzlich ein Bote kam und mich eilends nach Hause rief. Der Arzt, der so viel Gelehrsamkeit auf den vermeintlichen Mumps verwendet hatte, war endlich zur Erkenntnis gelangt, daß die Krankheit eine bereits weit vorgeschrittene Diphtherie war, Diphtherie bössartigsten Charakters . . .

Mein Kind, mein Liebling, in der fürchterlichen Gewalt des Würgengels der unschuldigen Kleinen! Mir stieg das Blut zu Kopfe, und in wilder Angst jagte ich nach Hause.

Und da lag sie, die zarte Menschenblüte, die blauen Augen geschlossen, und atmete schwer und fieberte heiß! Ich bestürmte den Arzt mit Bitten und Wünschen, er aber zuckte die Achseln und meinte: „Um, alles kann der Mensch auch nicht wissen.“

„Aber Diphtherie von Mumps unterscheiden, das soll der Arzt können!“ rief ich . . . „Ist denn gar keine Hilfe mehr!“

„Wenn Gott nicht hilft . . .“

Ich wollte wieder aufbrausen, hielt mich aber zurück, weil ich den Mann jetzt in der größten Not nicht beleidigen durfte. „Was meinen Sie also? Was ist zu tun?“

„Eine Einsprizung. Das könnte vielleicht noch helfen!“

Vielleicht! O du gesegnete Einfalt!

Ich setzte meine ganze Hoffnung auf Gottes Güte und Barmherzigkeit, die allein sie mir retten konnte. Aber der Herr, der Lenker der Menschenschicksale, hatte es anders und besser beschlossen, und sein Wille geschieht wie im Himmel, also auch auf Erden. Heute hab ich mich mit diesem Gedanken abgefunden. Wer weiß, was dem kleinen Engel das böje Leben alles gebracht hätte! Und sterben müssen wir ja alle, der Kaiser so sicher wie der Bettler. Staub ist Staub und wird zu Staub, der eine früher, der andere später.

Doch wann findet die Hoffart des Lebens Zeit, diesem ernststen Gedanken nachzuhängen? Das Leben ist ein Wandeln, ein Irren im Finstern — erst mit dem Tode lichtet sich das Auge für den, der an einen Fortbestand der Seele glaubt.

Meine kleine Duldlerin erhielt also eine Einsprizung von Heilserum. Noch heute sehe ich das Zusammenbeben des schwachen, fiebernden Körpers, als das spitziige Instrument sich in die Haut einbohrte. Ich mußte sie dabel halten, und wie mir ums Herz war, läßt sich nicht schildern.

Aber das Serum blieb wirkungslos. Die Kleine verweigerte fortan jede Nahrungsaufnahme, und nur mit größter Mühe konnte ich ihr einige Kaffeelöffel voll Milch und zeitweilig einige Tropfen Malaga einflößen, die die Herzthätigkeit beleben sollten, die sie aber meistens wieder von sich gab. Der Arzt gab sich die größte Mühe, mein Kind zu retten, aber es war zu spät! Die Erstickungsanfälle mehrten sich; in diesen Nöthen richtete sich der kleine Körper stramm auf und suchte an mir oder an der Wand hinaufzukommen, dann fiel er ohnmächtig wieder zurück, und das unheimliche Köcheln, das oft in ein Pfeifen des Athems überging, drang durch die lautlose Stille des Zimmers.

Wenn das Kind für Augenblicke das Bewußtsein erlangte, so sah es mich mit seinen wunder-voll blauen Augen an, klammerte die abgemagerten Aermchen um meinen Hals und versuchte zu lächeln. „Weh — weh!“ Das waren die einzigen Worte, die es noch zu sprechen vermochte. Mir aber schnittene sie tief ins Herz, und gern hätt' ich für mein Kind gelitten, wenn die Natur diesen Tausch gestattete. Ich blieb bei der Kleinen Tag und Nacht und kam überhaupt während der ganzen Krankheit nicht mehr von ihrer Seite. Wenn sie nachts aus ihren Fieberträumen erwachte, tastete sie mit ihren glühenden Händchen nach mir, um sich zu überzeugen, ob ich sie nicht verlassen, und dann schwiegte sie das heiße Blondköpfchen an meine Brust und röchelte schwer, so schwer! . .

Unfäglichen Schmerz mußten ihr die Auspinselungen machen. Wenn ihr der Arzt bis tief in den Rachen hinuntergriff, da bog sie den Körper so krampfhaft nach rückwärts, daß ich sie kaum zu halten vermochte; und als sich nach drei Tagen zur Rachendiphtherie auch noch Nasendiphtherie gesellte, mußte die unschuldige Duldlerin auch den Schmerz durch Einführung einer Gansfeder in diesen Nasenhöhlen über sich ergehen lassen, und das alles umsonst — ohne Erfolg!

Mein Hausarzt kam zurück und widmete sich mit Liebe dem Kinde, das er stets so gern hatte. Auch der Bezirksarzt und der Regimentsarzt kamen aus freien Stücken, um mitzuhelfen am Rettungs-werke — alles vergeblich: der Würgengel hielt sein unschuldiges Opfer fest!

Endlich wurden auch noch die Augen von der Krankheit ergriffen, und nun mußte ich die lieben, blauen Neuglein, die mich immer so selig angeblickt, alle zehn Minuten mit einer schwachen Kalilösung überstreichen, bis die Aerzte meinten: „Jetzt ist es besser, wenn sie stirbt! Denn sollte sie gesund werden, so ist völlige Erblindung nicht ausgeschlossen.“

Und das ließ Gott nicht zu.

Am Vorabende des Allerheiligentestes war mein Liebling auffallend ruhig. Auch der Atem ging viel leichter. Die Aerzte hofften aufs neue. Aber das Herz arbeitete unregelmäßig und die Weinflößungen wurden verdoppelt.

„Die Diphtherie hätten wir glücklich überwunden“, meinte der behandelnde Arzt. „Wenn uns jetzt das Herz keinen Strich durch die Rechnung macht! Dann könnten wir doch noch auf einen guten Ausgang hoffen.“

Es war aber der Anfang vom Ende . . .

Den ganzen Nachmittag schlief die kleine Duldlerin, daß ich auf den Behen durch Zimmer schritt, um ihren Schlaf, der mich mit so reicher Hoffnung erfüllte, ja nicht zu stören. Und als die finstere Spätherbinnacht angebrochen war, schlief sie noch immer, und ziemlich leicht und regelmäßig, jedoch sehr langsam gingen ihre Atemzüge.

Die Aerzte erschienen um das Rettungswert zu vollenden. Wir standen am Fußende des Bettes und betrachteten stillschweigend die kleine Schläferin die jetzt keine Schmerzen mehr zu überwinden hatte. Da ging ein leises Gurgeln durch die Stille des Gemaches, ein Zucken durchlief den zarten, schlafenden Körper — und das Herz, das liebe, kleine Herz stand still und schlug nicht mehr . . . Die bestürzten Aerzte traten vor und befühlten den Puls.

„Herzlähmung, wie es vorauszu sehen war“, hauchte der behandelnde Arzt und sah mich mit-

leidvoll an. Die anderen Aerzte drückten mir ihr Beileid aus und suchten mich zu trösten. Ich aber sank schluchzend an der kleinen Leiche nieder, hob sie in meine Arme und drückte meine Lippen auf ihre schöne weiße Stirn, deren allmähliches Erkalten ich fühlte.

Bis zum Nachmittage des ersten Allerseelentages hielt ich getreulich die Totenwache bei meinem lieben Kinde. Es schien mir nicht gestorben zu sein, solange ich seinen schönen Körper im Kleide der Unschuld vor mir sah — als sie aber den Sarg schlossen, da wurde es Nacht vor meinen Augen und ein wehvolles Weinen schüttelte mich.

Am ersten Feste der Toten begruben wir sie. Es war spät am Abend, als ich endlich den frisch aufgeworfenen Erdhügel verließ, der nun mein Feuersteck deckte. Seit jenem Tage war der Gottesacker für mich kein Ort des Schreckens

mehr. Täglich lenkte ich meine Schritte dahin und verweilte am Grabe meines Kindes stundenlang, während die Linden um mich herdufteten.

Die Zeit heilt alle Wunden. Auch die meine ist vernarbt. Aber tief drinnen im Herzen lebt meine Serafine, und der süße Trost, daß sie mir dereinst mit dem Lilienzweig entgegenkommen wird, daß ich einen warmen Fürsprecher da droben habe, hält mich aufrecht im verzehrenden Kampfe des Lebens.

Auf ihren Grabstein schrieb ich die Verse, die meinem gläubigen Gemüt entsprungen:

Ginst wirst du wieder aufersteh'n,
Wie Gott es uns verspricht!
Die Sonne wirst du wiederseh'n,
Denn Sterben ist kein Untergeh'n:
Es ist der Weg zum Licht!

Guten Morgen, mein Liebling!

(Text zum Vollbild auf Seite 81.)

Aschermittwoch! Das erste Frühlicht stahl sich in ihr Zimmer, da schreckte Frau Lehmann auch schon angsterfüllt von ihrem Lager empor und bemerkte mit Entsetzen die noch immer leere Anstube ihres vielgeliebten Ferdinand. Die Fastenzeit hatte begonnen, in Sack und Asche hätte der unsolide Gemahl seiner Missetaten aus der bunten Faschingszeit gedenken sollen, — und noch nicht einmal heimgekehrt war der Ungetreue in das eheliche, friederfüllte Heim. Stadtrat Zempel mit seinen schrecklichen Verführungskünsten, Rentier Blümle mit seinem ewigen Durst bei seiner Jammergestalt, fürwahr, ein paar würdige Freunde für ihren gutmütigen, willensschwachen Ferdinand.

Sie zählte nicht einmal die Bohnen für den heutigen Morgentranke ab, so zitterten die Finger der armen Frau Lehmann, als sie lauschend in ihrer gemütlichen Wohnstube vor der dampfenden Kaffeemaschine stand. Ja, und dann, — endlich — polternde, schwerfällige Schritte draußen auf der Treppe, und umständliches Tasten dicht vor ihr an der bereits erschlossenen Zimmertür. Ein seelenvergnügte Antlitz, über welchem der zerknitterte Cylinder in bewunderungswürdigem Gleichgewicht mit der ganzen Gestalt darunter balancierte. Mit einem kräftigen: „Grüß — — Gott, mein — Täubchen!“ betrat der Nachtschwärmer, an Stock und Türklinke Rückhalt suchend, den hellen, freund-

lichen Raum. Mit erschreckt gefalteten Händen stand sie vor ihm. „Ferdinand!“ — — war alles, was sie hervorbringen konnte.

Die linke Hand vorsichtig und fein langsam von der Tür auf ihre Schulter gleiten lassend, zog er behaglich den Kaffeeduft ein „Brav, Alte, — — brav, bist ein Kap — — Kapitalweib, daß du, daß du — — mir schon den Götter — — Göttertrank dort zu — — zubereitet hast!“ stammelte er zärtlich. Sie schwieg nach kluger Frauenart zu dieser Stunde.

Später, Herr Ferdinand, später, wenn du dein Räuslein ausgeschlafen hast, — — ob du dann wohl auch noch „Täubchen“ zu ihr sagst?

Waldgeheimnis.

Sprich, bist du je, von Schweigen rings umfungen,
Schon einsam einmal durch den Wald gegangen?

Und kennst du auch die heimlichen Gewalten,
Die tief im Baum die grüne Wilbnis halten?

Und hörtest schwellend du in ernsten Chören
Die Winde harfen durch die schwarzen Föhren?

Und trieb's dich nicht in 'esgeheimem Regen,
Auf Laub und Stämme leis die Hand zu legen,

Wie müßtest du in zitterndem Verühren
Des großen All verborgnen Herzschlag spüren?

Und standst du bebend vor den ew'gen Pforten,
Und deine Seele rang umsonst nach Worten . . . ?

Lulu v. Strauß-Tornow.

Wer einen wirklich guten Grammophon kaufen will, wende sich u. a. an **Fritz A. Lange, G. m. b. H., Leipzig 214.** Trotz der niedrigen Preise kommt nur wirklich gebiegene Ware zum Versand.